Schweizerische Monatsschrift Nr. 7 Juli 1952 Fr. 3.20

Du

UNIVERSITY OF ARIZONA LIBRARY

ALEX STOCKER: *Araberknabe. Oelkreide*

Du

Schweizerische Monatsschrift *Juli 1952* *12. Jahrgang*

Zu unserem Juliheft: Das Mittelmeer. Vorwort von Arnold Kübler *2*

Das Mittelmeer. Von Hermann Hiltbrunner *9*

Neue Ausgrabungen im Innern Siziliens. Von Dr. Gabriele von Radecki. Photos von Fred Teegen *10*

Jüngere Schweizer Maler malen und zeichnen an den Ufern und in den Ländern des Mittelmeers *14*

Signora Frola und ihr Schwiegersohn. Von Luigi Pirandello *21*

Hauptpunkte und Nebenpunkte rund ums Mittelmeer. Zusammengestellt von Emil Birrer *22*

Sardisch-nuragische Bronzestatuetten. Von Giovanni Lilliu. Photos von Werner Bischof *24*

Der Blitz unter dem Meer. Von Dimitri Rebikoff *34*

Vom Leben im Meer. Von Prof. Dr. Paul Buchner ... *39*

Spanische Impressionen. Von Walter Gentsch *45*

Die Herrin des Hauses. Von Francisco Acebal *46*

Sonnentag in Algerien. Von Albert Camus *48*

Die Begegnung. Von Dr. Robert Binswanger *56*

Drei Fabeln des Aesop *58*

DIE SONNE

Im erweiterten Farbteil Reproduktionen nach Gemälden von Giovanni Segantini, Claude Monet und Paul Klee. Einige überraschende Farbaufnahmen von Sonnenuntergängen in Holland.

Die Wissenschaft von der Sonne. Mit einer Aufnahmenreihe der verschiedensten Sonnenphänomene.

Dazu weitere Photographien und literarische Texte über die Sonne. Was bedeutet Ihnen die Sonne? Dichter, Nudisten, Maler, Aerzte, Biologen, Hausfrauen, Gärtner, Arbeiter, Kosmetiker u. a. antworten.

Du

Redaktion: Birmensdorferstraße 83, Postfach 686 Zürich-Hauptpost. Telephon 25 17 90
Chefredaktor Arnold Kübler; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex; Emil Schulthess

Graphische Bearbeitung: Walter Huber
Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, nur mit ausdrücklicher Bewilligung
Druck und Verlag: Conzett & Huber, Zürich 4, Morgartenstraße 29, Telephon 25 17 90
Verantwortlich für den Inseratenteil: Werner Sinniger, Morgartenstraße 29, Zürich 4
Insertionstarif auf Verlangen Abonnement jährlich Fr. 29.50. Einzelheft Fr. 3.20

		Jahres-abonnement	Einzel-heft	Weih-nachts-heft
Belgien:	Librairie Van den Bosch, 8, St. Jakobsmarkt, Anvers	b Fr. 430.–	40.–	65.–
Brasilien:	A Tempera, G. C. Holme, Al. Casa Branca 907, Caixa Postal 1668, Sao Paolo	Cr. $ 300.–		
Canada:	Swiss Sales Agencies, Beardmore Building Room 33, 417 St. Peter Street, Montreal, Quebec	can. $ 12.–	1.–	1.70
Dänemark:	C. A. Reitzel, Norregade 20, Kopenhagen K	d Kr. 60.–	5.50	8.–
Deutschland:	Ausland-Zeitungshandel W. E. Saarbach, Gereonstraße 25–29, Köln 1, Postfach			5.50
England:	Collets, 40, Great Russell Str., London W. C.1	£ 3/–/–	–/6/–	–/10/–
Frankreich:	Mr. F. Picard, Librairie Calligrammes, 15, rue du Dragon, Paris 6e	frs. fr. 3000.–	300.–	500.–
Guatemala:	Hermann Flechtheim, 2a Avenida Sur. No 27, Guatemala City	$ 10.–	1.–	2.–
Holland:	Meulenhoff & Co. NV, Beulingstraat 2, Amsterdam C	h Fl. 33.–	3.–	5.–
Israel:	A.B.C. Bookstore Allenby Road 71, POB 1283, Tel Aviv			
Italien:	Italpropaganda SA, Via Cesare Battisti 21, Milano	Lire 5500.–	500.–	800.–
Luxemburg:	Messageries Paul Kraus, 29, Rue Joseph Junck, Luxemburg	LFr. 430.–	40.–	65.–
Mexiko:	Libreria Internacional, Sonora 204, Mexico D.F.	Pesos 70.–	6.50	10.–
Norwegen:	Narvesens Kioskkompani SA, Stortingsgata 2, Box 125, Oslo	nKr. 60.–	5.70	9.–
Oesterreich:	Morawa & Co., Wollzeile 11, Wien I			
Portugal:	Livraria Buchholz, Avenida da Liberdade 50, Lisboa	Esc. 250.–	23.–	35.–
Schweden:	Wennergren-Williams A. B., Drottninggatan 71 D, Stockholm C. E. Fritze, Fredsgatan 2, Stockholm	s Kr. 45.–	4.20	6.50
Südafrika:	Swiss Transafrican Trading Co. P.O.B. 9922, Johannesburg	£ 3/–/–	–/6/–	–/10/–
Südwestafrika:	Ferdinand Stich, Postfach 71, Swakopmund	£ 3/–/–	–/6/–	–/10/–
USA.:		$ 12.–	1.–	2.–

Rayelle Foreign Publications, 5700 Oxford Street, Philadelphia 31, PA

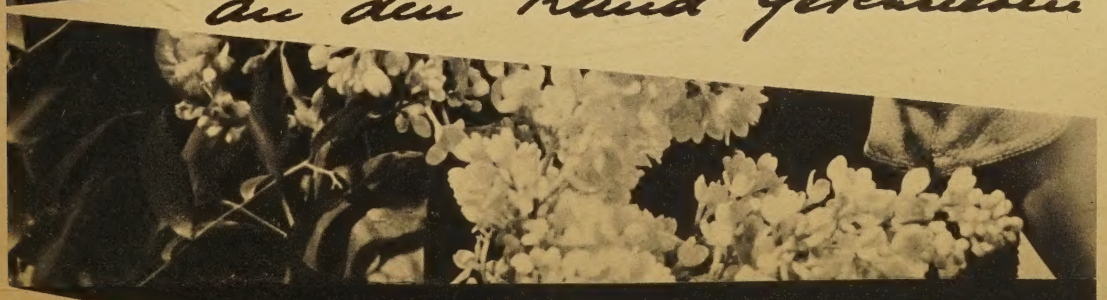
Mrs. W. R. Streuli, Room 1215, 91 Rector Street, New York 6 NY
The International News Company, 131 Varick Street, New York 13 NY

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 25 17 90 Postcheck-Konto VIII 3790

an den Rand geschrieben

... und dann kann die Kundin die kostbaren Blumen zu einer Vase und die Kümmerlichen Blüthchen : „Velbet eine reizende Figur"

Création und «Make up»: Albert Ryf



ALBERT RYF

Albert Ryf, Parfumerie, Coiffure et Beauté
Zürich, Nüschelerstraße neben Studio 4, Tel. 23 55 29, Parfum-Bar
Luzern, im Haus zum Schwanen, Tel. 2 81 40
(Das Geschäft in Zürich bleibt auch über Mittag geöffnet.)

B

Zu unserem Juliheft: AM MITTELMEER

«Quartù bei Cagliari auf Sardinien, Sonntag, 21. September 1924. Zwischen eins und zwei Uhr. Heiß und wolkenlos. Die Hitze lagert zwischen den Häusern. Die Höfe sind weiträumig, oft mit Bogengängen. Das Wirtshauszeichen ein Baumwedel. Ein Wagen voll goldgelber Trauben fährt vorüber. Ganz vorn ein Brunnen. Die Leute holen Wasser mit Krügen. Das Wasser anders empfunden als bei uns. Auch Kinder mit Krügen. So lebendig alles; es ist zum Maler werden.»

Diese Anmerkungen habe ich vor fast dreißig Jahren zu der hier wiedergegebenen Zeichnung geschrieben, und es ist heute wohl Zeit, einzusehen, daß es mit dem Maler werden nichts mehr werden wird. Nun kamen aber neulich kurz hintereinander in merkwürdiger Häufung ein paar junge schweizerische Künstler mit ihren mittelmeerischen Farbblättern zu uns, daß es ordentlich in unsern Bürostuben leuchtete; wir spürten schauend und den paar Bemerkungen der Jungen lauschend etwas vom Erlebnis der Begegnung mit dem Fremden, dem

Andersfarbigen, vom Segen, der Gefahr und dem Wachstum, das der Mut, sich dem Neuen zu überlassen oder hinzugeben, dem Mutigen einträgt. Wir haben das getrennt Gebrachte dann unter einen Hut sozusagen zusammengefügt, und dem Mittelmeer ein hinweisendes Heft zu widmen beschlossen.

In diesem Zusammenhang grub ich nach meinen alten Reiseskizzen, wage diese zwei Stücke zu meiner Einführung, nicht wegen ihrer Vorzüge, sondern trotz ihrer Ungeschicktheiten, zu setzen, weil in ihnen ein frühes Bemühen, seiner selbst unbewußt, zutage tritt: ein Streben, aus Bild und Bemerkung eine höhere Einheit zu schaffen, welche von der Zeichnung, die sich allein genug ist, und vom Wort, das keiner Augenhilfe bedarf, welche also von diesen beiden Gattungen gleicherweise entfernt ist. In diesem Bemühen steckt gewissermaßen der Milchzahn eines spätern Bildredaktorgebisses, von welchem ich mir einige Stücke inzwischen längst wieder ausgebissen habe. Nebenher mögen die zwei Blätter auch darauf hinweisen, daß es einst, vor unserer Photographierzeit, zu einer wohlausgekosteten, gutbenutzten, fruchtbaren Reise gehörte, mit dem Bleistift in der Hand und einem Stück Papier sich vor das Angeschaute zu setzen und zeichnend es tiefer, samt dem Glück des Augenblicks, in sich aufzunehmen. Die Photographie hat den Bleistift aus der Hand des Liebhabers geschlagen. Mut, Freunde, nehmt ihn wieder auf! Neulich erst habe ich von einer geduldigen und liebevollen Anfängerschullehrerin mir beweisen und sagen lassen, daß kein kleines Menschenwesen ohne einiges Zeichen- oder Maltalent sei. Nun, etwas davon wird auch bei den Großen, tiefverschüttet vielleicht, noch vorhanden sein. Wenn zu einem Teilchen nur die Handzeichnung an die Stelle der Liebhaberphotoflut träte, ja, dann wäre die Welt anders, friedlicher, fröhlicher, ruhiger.

Die zwei Blätter sind Zeugnis einer Italienreise, welche in Venedig begann und in Paris endete. In Civitavecchia habe ich mich eingeschifft. Terranova hießen Bucht und spärliche Siedlung, wo wir in der Morgenfrühe mit unserm Kahn anlegten. Terranova: Neuland, Niegesehenes, neue Welt. Neues Leben. Ein Reifen neugebackenen, braunen Brots, mit dicker Rinde beim Bäcker gekauft, dann mit einigen Sarden in einen rüttelnden Autobuskarren gestiegen, dann in der Vergangenheit Tiefe, im Rollen längs der Küste, gewissermaßen hinuntergestoßen; Fahrt über uralt-steinerne Brückenbogen; Flüßlein mit Oleandergebüsch, Wäscherinnen, knieende Mädchen und Ochsenkarren, homerisches Lied, griechisches Leben, Schulbücherwissen zu Leben und Blut geworden, ach, und der großartige fahrende Doktor, der den Bus, als ein Genesender auf hohem Zweiräderkarren antiker Gestalt ihm begegnete, mitten in der Landschaft anhalten ließ, und von Wagen zu Wagen, wie's die Alten bei den Rennen getan, seine Rede gehen ließ in einer Sprache, die dem Latein der römischen Prokuratoren ähnlich wie keine war, die ich bis dahin gehört. Unterdessen kam andere Kundschaft vor die Wagentüre, und ein Huhn mit zusammengebundenen Füßen flog als Geschenk einer gesundeten Bäuerin unter die Passagiere. Der rohe Menschenfreund warf's hinauf ins Gepäck, wo es erschrocken liegenblieb, nicht aber unterlassen konnte, mit dem Kopf wenigstens über den Netzrand hinauszustreben, längs welchem nun der Doktor, dieser Spazierstockchirurg, mit seinem Stecken entlang säbelte, daß das getroffene Huhn schleunig in die Netzecken sich verkroch. So abschlägerisch, schneidend und verneinend gingen wir in der Schweiz mit vielem Keimenden im künstlerischen Leben um, sagte neu-

lich mir eine Landsfrau, die in Amerika den freundlichen Anteil ihrer Umgebung bei überraschenden, ungewohnten Schaffensversuchen erfahren hat.

Als später am Nachmittag die Straße anstieg und sich ins Urgesteingebirge hineinzog, sah ich den Weinstock auf der Flucht vor dem Brand der Sonne sich verkriechen auf die spärlichen Schattenstellen, daß er in Runsen wuchs, wo der alte Granit sein Feuchtes aus heimlichen Spältchen bis unter die Oberfläche spärlich aufsteigen ließ. Dann unter dem Bergstädtchen, beim Zunachten, auf steiler Straße, als schon das große Gestirn weggegangen, schlug Feuer hoch aus der erhitzten Motorhaube, daß wir Insassen des Karrens alle hinaussprangen, daß ich, einstiger Liebhaber des Langholzfahrens, auf alte Handgriffe mich besinnend, sofort einen dicken Steinbrocken unters Hinterwagenrad vorsorglich legte, dann, angefeuert durch einen Lobspruch des eingeborenen Doktors, eine Handvoll Sand vorbei an dem löschbeflissenen Chauffeur auf den brennenden Vergaser so warf, daß die Flamme sofort erlosch. Stolz übers Vorgefallene, spazierte ich weißhäutig und gelassen am nächsten Tag im Städtchen herum,

Dann kam wieder ein ratternder Autobus und die große heroische Landschaft der Gallura, das Nordende der Insel, wo die Matterhornspitzen in Reihen auf die Granittafeln weiter Ebenen gesetzt sind, darauf die Straßen liegen und die wenigen Orte, wo die Reben neben Kletterspitzen wachsen. Dann kam die zerklüftete Küste, dran das Meer sich zu Schaum zerschlägt, kam die sardische Familie, der ich den Gruß eines Freundes als Einführung zu überbringen hatte, welche Familie in großer Stille, Einfachheit und Verborgenheit ihr Sommerbadeleben an dem kurzen Sandstrand führte, der da eingebettet zwischen vorspringenden Klippen und Felsriegeln lag. Von dem schönen Mädchen, das zur Familie gehörte, bekam ich später als Antwort auf einen Brief ein Schreiben mit ein paar temperamentvollen Klexen, in steiler, großer Schrift geschrieben, von vollkommen gebildeten Händen; die dunkelsten Augen, die ich je gesehen, schwarze, sarazenische Augen wahrscheinlich, waren der Feder gefolgt und hatten auf jenem merkwürdigen Wort geruht, das da stand, fremd und nicht fremd, ein Schulwort, ein griechisches Homerwort, das ich längst versunken, gestorben

« Sardischer Strand an der Meeresstraße von Bonifacio »

weißhäutig war die alte Wirtin im kleinen Hotel, die, einst aus meinem Norden gekommen, nun so landsecht und ungekämmt umherging, weiß war das Fleisch der Hühner und Rebhühner, die sie verschwenderisch für ihre Reisenden in Kerzen — Kerzenreisende: niegesehene Gattung — briet.

Von Cagliari, der sardischen Hauptstadt am Südstrand der Insel, fuhr ich nochmals in einem Zug längshin durchs ganze Eiland bis an die Nordspitze. Ein ganz junger Soldat kam irgend an einer Haltestelle herzu, der aufs Festland zurückreiste, der sich, das Traubenkörbchen auf den Knien, mir gegenüber auf die Wagenbank setzte. Die aber die Trauben geschnitten hatte, stand draußen vor dem Wagen, sah jedoch nicht herauf zu ihm mit letztem Geplauder, schweigsam stand sie, das ernste Gesicht in die Ferne, vorbei an der Lokomotive, gerichtet; plötzlich aber, als die Wagen zu fahren begannen, warf sie die Arme zu ihm empor, ein Händedruck, eine heftig leidenschaftliche Bewegung, dann ein rasches Abwenden, Fortgehen ohne den Kopf zu wenden, ohne mit irgendeiner kleinen Bewegung auf den Wegfahrenden zurückzukommen: ein Abschied in großem Stil, der unvergessen über Jahrzehnte mir, dem zufälligen Zeugen, geblieben ist.

und verblüht geglaubt, ein Vokabularwörtchen, das die Alten einst ausgestoßen, wenn Wehmut sie befiel, das wir brav notiert, das also hier an mich, wenn auch nicht meinetwegen, gerichtet war: Yo ahimè! Dies mit Tinte an mich. Heutzutage: Weh, weh mir.

Fernweh war in ihr, und sie verglich mich freundlich phantasievoll und ein wenig wortselig mit den Zugvögeln, die eine Weile auf den Schnäbeln der Schiffe ruhen und dann wieder auf und davon fliegen. So, meinte sie, sei ich auf der Insel erschienen.

Mittelmeer, oh, alte Küsten, Wiege du, unseres Denkens, großer Gedanken Heimat und Ursprung, Wogen, auf denen Paulus, der Apostel, geschifft, Cäsars Meer, Weltmeer der Alten, Gefäß unserer Vergangenheit, Sandstrand des Archimedes, Wogen der Venezianer, Mutter des Kolumbus, Inseln und Inseln —

Sardegna lontana, indimenticabile — Yo ahimè.

Arnold Kübler

DAS MITTELMEER

Von HERMANN HILTBRUNNER

Wir verstehen, daß die größte Bucht, der sozusagen größte Fjord des Atlantischen Ozeans Mittelmeer heißt. Nicht nur ein Finger, ein ganzer Arm des Ozeans dringt vor gegen die Mitte der Alten Welt, drängt sie auseinander, trennt sie in drei Erdteile, aber vermittelt auch wiederum zwischen ihnen. Gleich wie ein weiter und tiefer Fjord über eine untiefe, schmale Schwelle mit dem Ozean zusammenhängt, so kommuniziert das Mittelmeer über die Schwelle von Gibraltar mit dem Atlantik. Diese fünfzehn Kilometer breite, sechs Knabensteinwürfe tiefe Schwelle — wir wollen sie nicht bagatellisieren, sondern sie mit dem künstlichen Ausgang des Suezkanals und mit den berühmten Durchgängen zum Schwarzen Meer zusammenhalten, um eingedenk zu bleiben, daß kein Meer allein besteht. So wie es nur Ein Licht gibt, so gibt es nur Ein Meer. Aber unserm Auge gefällt es, das Licht in Farben zerstreut zu sehen, und unserm Erleben ist es eine Lust, die Wasserhülle der Erde nach fremden Ländern und ebenfalls nach verschiedenen Farben zu benennen. So bleibe denn die Autorität des Mittelmeers unbestritten. Eine so vollkommene und verhältnismäßig selbständige Bucht haben Erde und Weltmeer nur einmal geschaffen. Da diese Bucht von Gibraltar bis Beirut nahezu 3800 Kilometer lang, das ist fast der zehnte Teil des Erdumfangs, und von Triest bis Tripolis 1400 Kilomter breit ist, dürfen wir dieses Meeresgebiet, die Mediterraneïs, als einen Ozean für sich betrachten.

•

Es ist ein Frühlingsmorgen in Syrakus. Ich erwache aus seltsamen Träumen. Das Meer liegt leblos in der unwirklichen Frühe einer Morgendämmerung, die schon ungezählte Male diesen Strand erhellte, die aber nicht aufhören kann, jenen Tag zu wiederholen, da in beginnhaft fahlem Licht dunkle Schiffe dunkle Männer an diesen Strand warfen, Phönikier, die schreiben konnten und Weltgeschichte zu machen verstanden. Sie entstiegen der grauen Höhle des eben geschaffenen Tages, sie traten hervor aus dem Ungewissen vorzeitlicher Finsternis, welche sie nun erleuchten, in welche sie, die ersten auf dem Meer, nun Licht bringen werden.

Welche Insel der Mitte im Mittelmeer! Ist sie nicht ein Spiegel der Geschichte menschlichen Werdens? Griechen, Karthager, Römer, Byzantiner, Sarazenen, Normannen, Spanier, Franzosen folgten sich, häuften Schicksale auf diese Insel, schichteten so viel Geschichte auf Sizilien, daß hier ein lebendiges Kulturdokument erwuchs. Würde diese Insel nicht auf dem 15. Meridian östlicher Länge und nicht zwischen dem 36. und 37. Grad nördlicher Breite liegen, so wäre von ihr nicht die Rede. Aber sie liegt nun also mitten im Mittelmeer und war das Gasthaus aller Völker, deren Länder an dieses Meer stoßen. Sie ist konzentriertes Mittelmeertum.

•

Vom Heck des Schiffes aus, das uns nach der Kyrenaika übersetzen wird, schauen wir zurück nach dieser von allen begehrten Insel, die uns, wenn wir nur wollen, das unübersehbare Mittelmeerische auf einen überblickbaren Raum rafft und der geglückt ist, die ganze Natur und Kultur der Mittelmeerwelt inbegriffhaft auf sich zu versammeln.

Diese Küste dort — sie ist keine Riviera mehr. Nur die Nordküsten des Mittelmeers, nur Festlandküsten mit aufsteigendem Gebirge werden so der Sonne zugehoben, daß Palmen gedeihen können. Und ins Bild irgendwelcher Riviera gehören Palmen... Aber die Küste Siziliens ist trotz ihren Zypressen von einer seltsamen Helligkeit; sie ist dunkler zwar als der Himmel über ihr, aber heller als das Meer vor ihr. Denn sie ist waldlos. Wälder verschlucken Licht, fressen Licht, behalten es, verdauen es. Wald ist Düsternis, Wald ist Feuchtigkeit, Nebel, Mystik, Norden. Das Mittelmeer aber duldet keinen nordischen Wald, keine nordischen Nebel. Ueber dieser warmen Wasserwüste wölbt sich ein ungetrübter Himmel; die Regen fallen zwischen Spätherbst und Frühjahr, fallen kurz und heftig, und der Winter bleibt frühlingshaft. Nur Mistral und Bora transportieren kalte Kontinentalluft; wehen sie gelegentlich auch im Sommer, so bringen sie mehr Trockenheit als Kühlung. So auch die Etesien (etäsios: was alljährlich wiederkehrt) des östlichen Mittelmeers: trockene, ja heiße Nordwinde, vorherrschend im Juli und August.

Dieses nie anders als blaue, in unnennbaren Abstufungen blaue Meer regiert sich selbst. Die Ausgleichsströmungen der Meerenge von Gibraltar sind gegeben — und vergessen. Von dort an ist das Mittelmeer groß genug, seinen eigenen Wasserhaushalt zu führen und sich ein eigenes Klima zu schaffen. Zeigen die Westküsten unterm Anwurf von Wind und Regen allgemein auch eine dichtere Vegetation und nimmt das Klima nach Osten auch zu an Kontinentalität, so lassen doch beide, Vegetation und Klima, im ganzen Mittelmeergebiet eine erstaunliche Gleichartigkeit erkennen. Einheitlichkeit auf so weite Strecken und Flächen findet sich sonst nur im Innern großer Erdteile.

•

Auch Wiesen haben wir keine gesehen. Wiesen wollen Feuchtigkeit das ganze Jahr hindurch. Sie verkörpern das Klima gemäßigter Breiten. Sind wir aber auf dem 40., dem 35. Parallelkreis schon in niedern Breiten? Nein, aber das Gradnetz lügt. Die Warmwasserheizung des Mittelmeers gestattet dem Tropischen niederer Breiten, ja dem Tropischen in wüstenhafter Ausprägung, einen weiten Bogen in höhere Breiten zu schlagen. Der nordhin ausbuchtende alpine Gebirgsbogen seinerseits hält von den Pyrenäen bis zum Kaukasus das Nördlich-Gemäßigte zurück, und um so leichter gewinnt das Subtropische an Terrain. Subtropisch heißen wir das durch das Mittelmeerbecken zwar einstrahlende, aber zugleich auch gemilderte Tropische, und für unsere Region heißt es einfach das Mediterrane.

Was bietet das Mediterrane uns Wald- und Wiesenmenschen, uns Bergmenschen? Hier treten die Felsen, wo immer Felsiges gegeben ist, und tritt der Erdboden zwischen jeglicher Vegetation zutage. Die Felsensteppe, die Tomillares, die Garrigues, die Macchia, die Phrygana: diese wunderbaren, stets lockern Vereine trockenheitangepaßter, nicht sehr grüner Pflanzen, die nicht nur Felshänge, sondern auch steinig-trockene Ebenen besetzen — sie ziehen sich einhellig und physiognomisch gleichartig von Spanien bis nach Kleinasien. Das ist keine geschlossene Pflanzendecke; immergrüne, hartlaubige und dornige Gewächse stehen zerstreut zwischen Gesteinstrümmern, aber wir werden dieses Oedland in einen Blumengarten verwandelt sehen, sobald die ersten Frühjahrsregen niedergegangen

---

Zu den fünf vorangehenden Photos:

Zwei Aufnahmen von Anita Niesz von Zigeunerkindern in Saintes-Maries de la Mer.
Inderinnen beim Besuch der Ruinen von Pompeji. Photo Walter Studer, Bern
Ehrensessel für die Priester im Dionysos-Theater zu Athen. Photo Armin Haab
Fischernetze am Strand vor dem spanischen Städtchen Tossa. Photo Henri Schmid

sind. Und ein Duft wird uns entgegenwehen, der uns für eine unmeßbare Zeit in völlige Gegenwart verwandeln wird.

Aber ein Oelbaumhain! — wie wird er uns Waldgewohnte entzücken! In einem Oelbaumhain zu wandeln bedeutet nicht nur wonnevolles Verweilen im heitern Augenblick, sondern auch Anruf strahlender Vergangenheit. Es gibt keinen weltgeschichtlicheren Baum als den Oelbaum. Ihr werdet im Olivenhain die lichten Schatten der Vor- und Frühgeschichte beschwören; ich aber muß auf und ab wandeln im Silberlicht einer letzten Seligkeit: paradiesisches Erinnern wird mein Zeitbewußtsein auslöschen.

•

Die Insel ist versunken. Das Meer des Himmels verschmilzt mit dem Mittelmeer. Morgen werde ich die schönste Geburt dieses Meeres schauen: die Venus von Kyrene. Was immer der Mensch des Mittelmeeres war und vermochte — in diesem Bildwerk ist es Gestalt geworden.

Der Mensch des Mittelmeeres — ist er nicht der Schöpfer der abendländischen Kultur, und ist die abendländische Kultur nicht am Ende die einzige — überlebende? Und solches allein durch Rom, das den Mittelmeerraum ein erstes, aber es war das einzige Mal, in Eins zusammenfaßte? Doch ich wage nicht, die abendländische Kultur als die heutige Weltkultur zu rühmen.

Es genügt mir, den mediterranen Menschen zu betrachten und *ihn* zu rühmen, mehr: zu lieben. Denn es erscheint mir rühmens- und liebenswert, daß es noch Menschen gibt, die im Grunde ihres Herzens auf dieser Welt nichts anderes begehren, als im Schatten ihres Oel- oder Feigenbaums ihr Dasein zu genießen. Ich räume ein, daß nicht jedes Klima solch ein Verhalten zuläßt. Um so mehr bewundere ich es, und bewundere es alle Tage, daß die Erde einen Raum aussparte, in dem der Mensch noch heute wie vor Zeiten in Ruhe und Ueberlegenheit Mensch sein kann.

NEUE AUSGRABUNGEN IM INNERN SIZILIENS

Von GABRIELE VON RADECKI

Piazza Armerina: ein kleiner Ort im Inneren Siziliens wie viele andere auch. Ebenso laut, fröhlich bunt und unbekannt. Weder Archäologen oder Sizilienforscher noch gar die amtlichen Fremdenführer nannten bisher den Namen. Unser Wagen kletterte die steile Kurvenstraße von Enna hinunter ins Tal. Um uns weite, von der Sonne verbrannte Felder. Der Weizen ist längst abgeerntet. Rings um die Täler die nackten, oft seltsam geformten Berge. Ganz im Osten erkennt man zuweilen den Gipfel des Aetna. Alles so grell weiß und golden flimmernd, wie auch schon im fast afrikanischen Westen und Süden der Insel.

Dann plötzlich ein See. Hier, so berichtet die Sage, hat einst der Höllenhund Pluto die Proserpina geraubt und in die Unterwelt entführt. — Allmählich ändert sich nun das Bild. Der Pinienhain, durch den wir kommen, erinnert in diesem Augenblick fast an nördlich-heimatliche Kiefernwälder. Er zieht sich bis zum Ortsrand von Piazza Armerina. Von da zu den Scave Casale, den Ausgrabungen, ist es noch eine gute Stunde Weges. Wir sind im Quellgebiet des Flüßchens *Gela*. Der Wagen fährt durch ein schmales, von weichen, niedrigen Hügeln begrenztes Tal, und nach insgesamt etwa fünf Kilometern Fahrt ist die Straße bei einem breiten, vergitterten Tor plötzlich zu Ende. Wir sind da.

1930, bei der Frühjahrsbestellung, grub ein Bauer in Casale ein paar Goldmünzen aus und brachte sie seinem Gutsherrn. Dieser erkannte in den Münzen Stücke aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert. Vorsichtig grub man an den bezeichneten Stellen weiter und fand auch wirklich noch sehr viele dieser Münzen. Bei der Fortführung der Grabarbeiten wurden in etwa 4 bis 6 Metern Tiefe Mauern freigelegt. Niedrige Mauern, wie sich herausstellte. Denn gleich darauf kam die große Entdeckung: man stieß auf den Fußboden einer offenbar antiken Villa. Dieser Fußboden war lückenlos mit Mosaiken bedeckt!

Die engere Fachwelt in Rom wurde aufmerksam. Nach einigen Verzögerungen übernahm die sizilianische Regionalregierung die Ausgrabungsarbeiten, die intensiv und in großzügiger Weise vorangetrieben werden. Es ist wundervoll, zu beobachten, mit welcher Begeisterung und welchem Stolz alle, selbst die Karrenfahrer und Handlanger, in Casale bei der Sache sind. «Nostri mosaici!» sagen sie — «unsere Mosaiken!»

Im vergangenen Sommer umfaßte das freigelegte Gebiet etwa 60 Quadratmeter. Dieses Gelände ist offenbar nur ein Teil einer mit ungeheurem Reichtum erbauten antiken Villa, der *Villa Casale*, die an einem von allen bekannten Orten und Verkehrswegen des klassischen Altertums weit abgelegenen Platz liegt. Das ist um so erstaunlicher, als Casale, schon nach dem jetzigen Stand der Ausgrabungen zu schließen, zu den bedeutendsten und schönsten Kunstdenkmälern nicht nur Siziliens gerechnet werden kann. Im Zentrum der Villa, nach Süden hin offen, liegt das Atrium. An dieses grenzen im Norden und Westen tieferliegende Räume. Mauern von einem bis anderthalb Meter Höhe trennen die einzelnen Gemächer voneinander. Oestlich vom Atrium liegt eine 20 Meter lange, etwas erhöhte Prunkhalle. Die Halle hat eine kniehohe Umfassungsmauer und ist überdacht. Das freigelegte Gebiet wird nach Norden und Osten vorläufig von zwei langen Korridoren abgeschlossen. Der Fußboden dieses ganzen Geländes ist lückenlos mit herrlichen Mosaiken bedeckt, die Szenen aus Mythos, Sage und Geschichte neben solchen aus dem Alltagsleben darstellen. Am ergreifendsten aber sind die lebendigen, in unendlich fein und gekonnt voneinander abgestuften Schattierungen leuchtenden Farben. Es fällt schwer, sich vorzustellen, daß die Mosaiken fast 2000 Jahre verweht, verschüttet und vergessen unter der Erde gelegen haben.

Der Fußboden des Atriums ist ebenso wie das in der Mitte befindliche Becken (Impluvium) zum Auffangen von Regenwasser mit ornamentalen Mosaiken geschmückt. In der wenige Stufen höher gelegenen Halle sind in der Mitte des großen Raumes in bewegten, ineinander übergreifenden Szenen die Kämpfe des Herkules dargestellt. Man könnte aus der Tatsache, daß der Darstellung der Herkulessage der weitaus größte und beherrschende Raum gewidmet ist, darauf schließen, daß diese Halle eine Art Gymnasium, in diesem Fall wohl in der späteren Form ein Versammlungsort oder eine Schule für Philosophen, sein sollte. In der Exedra rechts vom Eingang feiern Bacchantinnen gerade ein dionysisches Fest. Auf der anderen Seite sind Jagdszenen mit allerlei Wild dargestellt. Die Exedra dem Eingang gegenüber wird durch ein verhältnismäßig kleines, längliches Einzelmosaik, das offenbar von zwei Skulpturen flankiert gewesen war, und durch ein Flechtbandornament umrahmt. Es muß — seinem Bildinhalt zufolge — zu einer Zeit entstanden sein, als die Sage des Aeneas in aller Munde war — wenn meine Deutung richtig ist. Nun war die Sage als solche in Griechenland schon seit Homer und auch in Rom — für das sie ja besonders bedeutungsvoll war — schon früh bekannt. Aber erst der 70 v. Chr. geborene *Virgil* hat diese Sage aus dem Kreis der anderen herausgelöst. Sein Epos ist offenbar sehr bald im ganzen Imperium Romanum bekannt geworden.

«Bikini» — Bademode vor 2000 Jahren. Eines der im vergangenen Sommer freigelegten Mosaiken von Casale auf Sizilien. Farbphoto Fred Teegen ►

4
5

Das Gelände der Ausgrabungen von Casale auf Sizilien. Die große freigelegte Halle befindet sich rechts im Hintergrund; mehr links bemerkt man das Gerüst, von dem aus die Mosaiken photographiert worden sind. Photo Fred Teegen

Wenn man vom Atrium aus links an der Halle vorbeigeht und nach Osten zu ein paar Stufen hinuntersteigt, gelangt man in einen etwa vier Meter breiten und nach dem vorläufigen Stand der Ausgrabungen 20–30 Meter langen Korridor oder Wandelgang. Hier sind vorwiegend Kampf- und Jagdszenen dargestellt. Am Nordende dieses Ganges waren die Ausgrabungen im letzten Sommer noch nicht beendet. Am Südende führen ein paar Stufen zu einem exedrenförmigen Halbrund hinauf, dessen Fußboden wiederum eine der interessantesten Szenen der Ausgrabungen mit der Zentralfigur einer reichgeschmückten Göttin der Fruchtbarkeit zeigt.

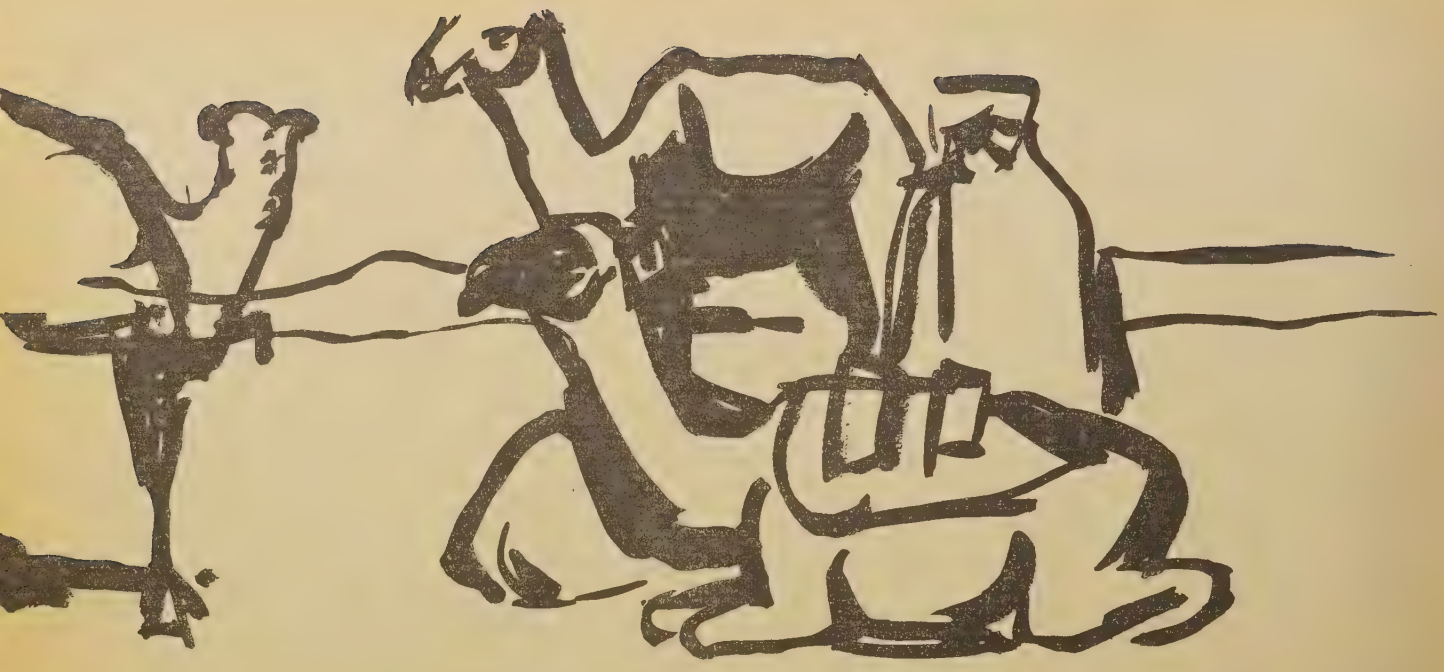
Nach Norden zu wird das ausgegrabene Gelände von einem zweiten, kleineren Korridor begrenzt. Hier ist der Fußboden mit geometrisch angeordneten ornamentalen Mosaiken geschmückt, nämlich mit kreuzweis übereinandergelegten Bändern, deren Schnittpunkt jeweils von einem Tierkopf in einem großen Kreis überdeckt wird.

Zwischen diesem Korridor und dem Atrium liegen einige Räume, die möglicherweise früher Bäder gewesen sind, eine Annahme, die durch die Mosaiken in einem der Räume nahegelegt, aber keineswegs bewiesen wird. Die Mosaiken sind ein modegeschichtliches Kuriosum. Junge Damen vergnügen sich hier bei Ball- und Reifenspiel, und sie tragen dazu Bikini-Badeanzüge (siehe die Abbildung Seite 11). Man muß sich vor Augen halten, daß die Vorbilder zu diesen Szenen vor etwa 2000 Jahren lebten! Ein Nebenraum zeigt feine, bunte, liebevoll und naturalistisch dargestellte Singvögel, ähnlich wie sie aus einigen pompejanischen Mosaiken bekannt sind.

Noch sind die Ausgrabungen von Casale lange nicht vollendet. Noch ist nirgends ein schriftlicher Hinweis auf Art und Beruf des Besitzers oder Erbauers gefunden worden. Man weiß auch noch nicht, welches Ereignis vor vielleicht achtzehn Jahrhunderten oder mehr die Villa zerstört hat und weshalb sie verweht und vergessen wurde. Möglich ist übrigens — und die Ausgrabungen werden es später vielleicht erweisen — daß es sich gar nicht nur um eine Einzelvilla, sondern um eine ganze Stadt mit Forum und Tempeln handelt. Trotz all dieser Ungewißheiten ist es reizvoll, schon jetzt vorläufige Betrachtungen anzustellen und unter all den Möglichkeiten die wahrscheinlichste zu umgrenzen.

Berücksichtigt man alle Einzelheiten (Technik, Kleidung der Figuren, Verwandtschaft mit den Mosaiken aus Trier usw.), so ist die vorläufige Annahme, daß die Villa Casale um die Zeitenwende, wahrscheinlich zu Beginn des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, erbaut wurde, berechtigt. Da, wie schon erwähnt, keine schriftlichen Zeugnisse über das Vorhandensein der Villa Casale bekannt sind, liegt es nahe, die *Geschichte der Nachbarstädte* zu der fraglichen Zeit heranzuziehen. Und hier ist es nun bemerkenswert, daß gerade *Syrakus* als eine der Städte genannt wird, die um die Zeitenwende dem Mosaik in sehr erheblichem Maße Ausbildung und Blüte gegeben hat. Casale liegt etwa in der Mitte zwischen Gela, Syrakus, Catania und den Häfen der Ostküste Lentini (antik «Lentinoi») und Augusta (Porto Xiphonio). Besonders die beiden erstgenannten Städte waren in großgriechischer Zeit von hervorragender Bedeutung und sowohl politische wie auch Kulturzentren. Hieraus erklärt sich, daß Casale, fraglos zu römischer Zeit und mit der römischen Vorliebe zur Großartigkeit erbaut, doch in jedem seiner Einzelteile den Geist Griechenlands atmet. Die Villa verkörpert somit eine echte Synthese, eine Synthese, die das Kennzeichen und Symbol der ganzen Insel Sizilien ist. ▪▪

Emil Zbinden: Olivenbäume vor den Mauern der südfranzösischen Stadt Les Baux



Zeichnung von Katharina Anderegg

Jüngere Schweizer Maler malen und zeichnen an den Ufern und in den Ländern des Mittelmeers

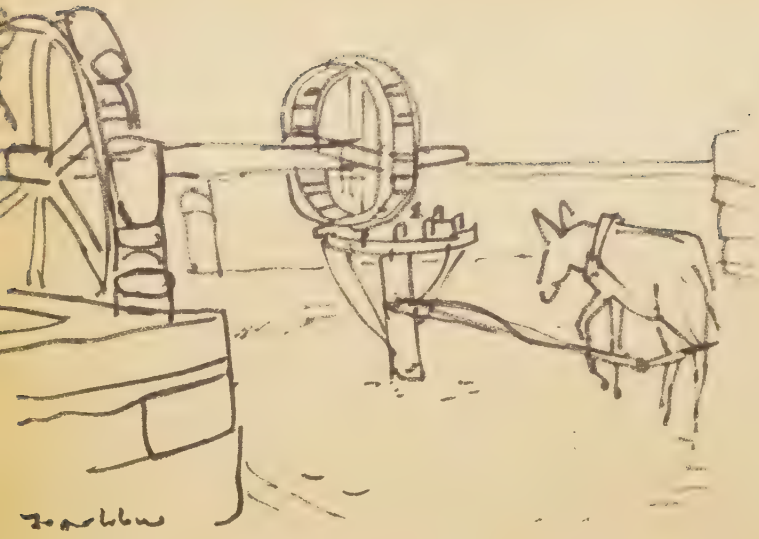
Die «italienische Reise», im weiteren Sinn: die Wanderschaft in die Heitre des Südens, ist ein Lebenscharakteristikum des im Norden der Alpen lebenden Menschen. Es zieht ihn hin, kaum daß er über die Gründe rechtes Bewußtsein erlangen kann, es ist in ihm, von Lebensanbeginn beinahe, ist ein geheimnisvoller Tropismus, der ihn gegen das Licht, das Lichte, das Leuchtende sich wenden heißt. Was aber vom Süden erhofft er sich? Was, wenn nicht jenes ihm ewige Wunder von der Erlösung aus Nebelbefangenheit und Nordlanddunkel, die ihm Seele und Sinne tagtäglich neu zu ersticken bedrohen.

«Den Tunnel durch das schweizerische Gotthardmassiv habe ich, dem Himmel sei Dank, seit drei Jahrzehnten und länger jährlich mehrere Male auf der eisernen Schiene durchfahren, und wer hätte nicht eine ähnliche Freude gehabt über das Auftauchen in Airolo, nachdem sich der Zug von Göschenen aus ins Dunkel gestürzt hatte.» So schreibt Gerhart Hauptmann und fährt fort: «Die Wagenschlange tritt, plötzlich verstummend, gleichsam mit geruhsamer Feierlichkeit, aus dem Innern des Berges ans Licht einer neuen Welt, und wenn wir in Göschenen tiefhängende Wolken, Dunkelheit, Nässe und Kälte zurückgelassen hatten, umgab uns hier eine linde Luft, und der südliche Himmel in makelloser Bläue wölbte sich über uns. — Der Drang nach dem Süden, der meine im großen ganzen eigentlich zwecklose Reise mitbestimmt hatte, schien sich auf eine beglückende Weise schon hier zu rechtfertigen. Ein ermüdetes, freudloses Dasein löste sich von der trübseligen nordischen Scholle los — aus einem Tag, der die Nacht nicht recht abschütteln konnte — und erlebte wiederum jenes Wunder, das in seinem Reichtum durch das unzulängliche Medium der Sprache nicht auszudrücken ist.»

Unzulänglichkeit der Sprache für dieses Wunder des Südens! Besser sind die Maler dran. Sie wechseln die Palette: so ist das Wunder aufs schönste gesagt. Und weil die Aussage selber ein Wunder ist, wunderlich der Palettenwechsel, wunderschön die veränderte Wahl der Farben und wunderbar die neue Durchlichtung, die ihre Kunst im Süden erfahren hat, sind wir draufgekommen, diese jüngeren Schweizer Maler mit ihren Malereien und Zeichnungen aus dem Süden vorzustellen.

HENRI SCHMID: *Spanische Landschaft. Farbstift*

HANS ULRICH SAAS: *Landschaft bei St-Rémy. Aquarell*



HANS JEGERLEHNER: *Aus dem Skizzenbuch einer Reise durch Kalabrien*

ROLF DUERIG: *Der Sieger. Oel. 99×64 cm*

HANS POTTHOF *Venedig*

KARL LINER *Am Nil*

Univ. of Arizona Library

HANS FALK: *Cimbri-Spieler in Spanisch-Marokko. Lithographie.* *Aus der bibliophilen Mappe «Spanien—Marokko» Hans Falks, Verlag Orell Füßli, Art. Institut AG., Zürich 1948*

MARGOT VEILLON: *Am Roten Meer. Aquarell*

JACQUES SCHEDLER: *La nourriture de la côté Roussillon. Oelkreide*

SIGNORA FROLA UND IHR SCHWIEGERSOHN

Erzählung von LUIGI PIRANDELLO

Mit einem Wort, es ist nicht auszudenken! Verrückt werden könnte man, und zwar allen Ernstes, bei dem Gedanken, daß wir allesamt nicht herausbekommen können, wer von denen beiden nun eigentlich übergeschnappt ist, diese Signora Frola oder dieser Signor Ponza, ihr Schwiegersohn. Derlei kann auch nur in Valdana passieren, dieser Unglücksstadt, die wie ein Magnet alle exzentrischen Fremden anzieht!

Entweder sie ist verrückt oder er ist verrückt; einen Mittelweg gibt es da nicht. Einer von beiden muß den Verstand verloren haben. Denn es handelt sich um nichts Geringeres als... doch nein, ich erkläre besser alles erst einmal der Reihe nach.

Ich schwöre: Was mich ernstlich bekümmert, ist die Unruhe, in der die Einwohner von Valdana seit nun drei Monaten leben; hingegen sind mir die Signora Frola und der Signor Ponza, ihr Schwiegersohn, reichlich gleichgültig. Denn wenn es auch wahr ist, daß ein schweres Unglück sie betroffen hat, so ist es doch nicht minder wahr, daß zumindest einer von den beiden das Glück gehabt hat, darüber den Verstand zu verlieren. Der andere aber hat ihm geholfen und hilft ihm weiterhin in einer Weise, daß es, wie schon gesagt, nicht möglich ist, festzustellen, wer von den zweien denn nun wirklich verrückt sei. Und einen besseren Trost als diesen konnten sie einander gewiß nicht gewähren. Aber bei alledem finde ich es ein starkes Stück, eine ganze Bürgerschaft unter diesem Alpdruck zu halten, ihr jede Möglichkeit eines Urteils zu nehmen und es dahin zu bringen, daß niemand mehr zwischen Hirngespinst und Wirklichkeit zu unterscheiden vermag. Welche Beklemmung, welch dauerndes Schrecknis! Jedermann sieht diese zwei täglich vor sich, blickt ihnen ins Gesicht, weiß, daß einer von ihnen verrückt ist, studiert sie, mustert sie, bespäht sie — vergebens! Unmöglich ist es herauszubekommen, welcher von ihnen der Narr ist, wo das Hirngespinst, wo die Wirklichkeit liegt. Natürlich steigt da in jedermann der böse Verdacht auf, die Wirklichkeit sei im Grunde auch nicht viel mehr wert als das Hirngespinst, und jede Wirklichkeit könne ebensogut Hirngespinst sein oder umgekehrt. Scheint Ihnen das eine Kleinigkeit? Wenn ich der Herr Präfekt wäre, ich würde im Interesse des Seelenfriedens der Einwohner von Valdana ohne weiteres der Frau Frola und ihrem Schwiegersohn, dem Herrn Ponza, den Laufpaß geben.

Doch ich wollte ja der Reihe nach erzählen.

Dieser Signor Ponza tauchte vor drei Monaten als Sekretär der Präfektur in Valdana auf. Er logierte sich in dem «il Favo» genannten großen Haus am Ausgang des Ortes ein. Eine kleine Wohnung im obersten Stockwerk: drei Fenster nach dem offenen Land, hohe, traurige Fenster (denn die ganze, dem Nordwind ausgesetzte Fassade nach den bleichen Gemüsegärten hin hat trotz ihrer Neuheit, wer weiß warum, ein trauriges Aussehen angenommen) und drei Fenster nach dem Innenhof, dorthin, wo, von Gittern unterbrochen, die Balustrade der Galerie umläuft. Dort oben hängen an dem Geländer zahlreiche kleine Körbe, die im Bedarfsfall an Bindfäden hinabgelassen werden können.

Gleichzeitig aber mietete Signor Ponza zur allgemeinen Verwunderung im Mittelpunkt der Stadt, und zwar genau gesagt in der Via dei Santi Nummer 15, eine andere möblierte Wohnung von drei Zimmern mit Küche. Diese Wohnung, so erklärte er, sei für seine Schwiegermutter, die Signora Frola, bestimmt. Diese kam auch wirklich fünf oder sechs Tage später an. Signor Ponza holte sie allein auf dem Bahnhof ab, brachte sie in die für sie vorbereitete Wohnung und ließ sie dort wieder allein.

Nun versteht man ja, daß ein junges Mädchen bei der Heirat das Haus der Mutter verläßt und mit dem Mann auch nach einer anderen Stadt zieht. Daß diese Mutter aber, wenn sie es in ihrer Einsamkeit nicht mehr aushält, ihren Ort und ihr Haus verläßt, der Tochter nachzieht, jedoch dann in der Stadt, wo Mutter und Tochter gleicherweise Fremde sind, für sich haust, das ist schon nicht so leicht zu verstehen; es sei denn, zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn herrsche eine solche Unvereinbarkeit der Charaktere, daß ein Zusammenleben auch unter diesen Umständen nicht möglich erscheint.

Natürlich vermutete man in Valdana zunächst dieses, und wer dabei in der öffentlichen Achtung sank, war Herr Ponza. Selbst wenn der oder jener zugab, vielleicht habe auch die Signora Frola ein wenig schuld, sei es durch mangelnde Nachsicht, Starrsinn oder Unduldsamkeit, so empfand man doch allgemein Achtung für die Liebe einer Mutter, die sie der Tochter nachziehen ließ und dann doch dazu verurteilt war, nicht mit ihr zusammenzuleben.

Viel trug zu dieser Hochachtung für die Signora Frola und zu dem sogleich allgemein verbreiteten Eindruck, Signor Ponza sei hart, ja grausam, das Aussehen der beiden bei — das muß gesagt werden. Untersetzt, halslos, dunkelhäutig wie ein Afrikaner, mit dichtem Borstenhaar über der niedrigen Stirn, buschigen, zusammengewachsenen Brauen, mächtigem, glänzendem Polizistenschnauzbart, in den düsteren, starren Augen, in denen fast kein Weiß zu sehen ist, ein kaum beherrschter Ausdruck, sei es von heftigem, verzweifeltem Schmerz, sei es von Aerger über den Anblick der Mitmenschen — diese Erscheinung des Herrn Ponza ist gewiß nicht dazu geschaffen, Sympathie und Zutrauen zu wecken. Die ältliche, zarte, bleiche Signora Frola hingegen hat feine, sehr edle Gesichtszüge und ist umweht von Melancholie — aber von einer unbestimmten, gewichtslosen, freundlichen Melancholie, die sie nicht daran hindert, zu aller Welt liebenswürdig zu sein.

Von dieser ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit hat die Signora Frola nun sogleich in der Stadt Beweise geliefert, und unverzüglich ist dadurch die allgemeine Abneigung gegen den Signor Ponza gestiegen; denn jedermann konnte erkennen, daß sie nicht nur von sanfter, demütiger und duldsamer Gemütsart war, sondern auch voll von nachsichtigem Verständnis für den Kummer, den der Schwiegersohn ihr zufügt; auch wurde inzwischen bekannt, daß Signor Ponza sich nicht darauf beschränkt, diese arme Mutter in ein abgelegenes Haus zu verbannen, daß er vielmehr seine Grausamkeit so weit treibt, ihr den Anblick der Tochter vorzuenthalten.

Doch jedesmal, wenn Signora Frola eine der Damen von Valdana besucht, streckt sie beschwörend die kleinen Hände aus und widerspricht: «Nein, keinerlei Grausamkeit!» Ganz betrübt ist sie, daß man dergleichen von ihrem Schwiegersohn denken könnte. Und sie beeilt sich, alle seine Tugenden zu besingen, alles erdenkliche Gute von ihm zu erzählen. Wieviel Liebe, wieviel Sorge, wieviel Aufmerksamkeiten er nicht nur auf die Tochter verwendet, nein, auch auf die Mutter — aufmerksam, uninteressiert... Nein, nicht grausam, da sei Gott vor! Es handelt sich nur um eines: Er will seine kleine Frau ganz, ganz für sich allein, Signor Ponza, und zwar bis zu dem Punkte, daß auch die Liebe, die sie für ihre Mutter empfindet (was er natürlich ohne weiteres einsieht, wie denn auch nicht!), seinem Wunsch gemäß nicht direkt zu der Mutter gelangen soll, sondern über ihn, durch ihn, so ist das.

Fortsetzung Seite 50

Hauptpunkte und Nebenpunkte rund ums Mittelmeer

1 GIBRALTAR. Seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts sitzen hier die Engländer, halten Spaniens Südspitze in ihrer Hand und kontrollieren im Schutze ihrer Festungen und Kanonen den Verkehr in der Straße von Gibraltar. Neben dem geschichtlichen Kuriosum ein zoologisches: Auf den Felsen Gibraltars tummeln sich, kratzen sich, raufen sich, lausen sich die einzigen in Europa freilebenden Affen.

2 MALAGA. Die Mauren, die die Stadt 711 eroberten, nannten sie ein Paradies auf Erden. Zu uns kommen die Weine dieser Gegend. Kein Zweifel: ein paradiesisches Geschenk.

3 SIDI-BEL-ABBÈS. Seit 1831 bildet Frankreich in dieser trostlosesten aller trostlosen Garnisonen die Rekruten seiner Fremdenlegion aus. Ein Ort des Heimwehs, darf man annehmen.

4 VALENCIA. In dieser Stadt leben Spaniens schönste Frauen. Das wenigstens ist die Meinung des abenteuernden Lebensgenießers Casanova. Seinem fachmännischen Urteil fehlt zwar die Bosheit nicht: «Valence où les femmes sont, sinon les plus spirituelles, du moins les plus belles de l'Espagne.»

5 PALMA. Hier, in der Hauptstadt der Baleareninsel Mallorca, schreibt Frédéric Chopin gegen Ende des Jahres 1838: «Ich bin in Palma, unter Palmen, Zedern, Kakteen, Oliven, Orangen, Zitronen, Aloen, Feigen, Granatäpfeln und so weiter. Was sonst nur der Jardin des plantes dank seiner Oefen besitzt. Der Himmel wie ein Türkis, das Meer wie Lasur, die Berge wie Smaragde, die Luft wie im Himmel. Alle Tage Sonne. Nachts ganze Stunden lang Gitarren und Gesang. Ungeheure Balkons, überdacht mit Weinreben; maurisches Gemäuer. Alles, auch die Stadt, sieht nach Afrika aus. Mit einem Wort: ein wunderbares Leben!» Mit ihm ist George Sand und schreibt über Mallorca: «Es ist die grüne Schweiz unter dem Himmel Kalabriens.»

6 MONSERRAT. Hier sollen die Ritter des Heiligen Grals gelebt haben, die Hüter jenes Gefäßes, daraus Christus beim Abendmahl trank, und darin sein vom Kreuz fließendes Blut aufgefangen wurde. Wolframs «Parzifal» kommt uns in den Sinn, Wagners Musik stellt sich ein.

7 INSEL IF. Nahe bei Marseille dieses kleine Eiland, wo Alexander Dumas seinen Grafen von Monte Christo schmachten ließ.

8 CANNES. Hier werden seit einiger Zeit die ersten Farbaufnahmen vom Meeresgrund gemacht. Ein paar Beispiele finden sich auf den Seiten 36 und 37 dieses Heftes. Dimitri Rebikoff, der sie machte, fand vor Cannes aber auch die Reste eines Frachtschiffes, das von Ostia nach Marseille unterwegs war und Wein geladen hatte. Hunderte von Amphoren, die «Weinfässer» der Römer, liegen auf dem Meeresgrund. Und auf ihren Siegeln können wir heute noch den Namen jenes römischen Weinhändlers lesen.

9 NERVI. Wenige Kilometer von Genua, des großen Kolumbus Geburtsstadt, entfernt, hat sich das kleine Städtchen eifrigem Touristenbetrieb ergeben. Unser Schweizer Lyriker Heinrich Leuthold, ein Ruheloser, am Leben Leidender, schrieb dort hoffnungsvoll die Verse: «In diesen Silberhainen von Oliven / Hab ich die Heilung aller meiner Wunden / Und auch die heitre Lösung nun gefunden / Von meines Lebens ernsten Hieroglyphen. / Unstät und finster war ich einst im Norden; — / Wie dieser Himmel fließen nun die Tage / Mir blau und sonnig hin, und selbst die Klage / Ist mir zu lieblicher Musik geworden.»

23 SKYLLA UND KARYBDIS. Schreckliches berichtet die griechische Sage von dieser Stelle in der Straße von Messina, wo Menschen aus den Schiffen gerissen wurden und der Strudel sie verschlang.

24 SYRAKUS. Im Altertum die größte Stadt Europas. Ein Günstling des älteren Dionysios hatte allen Grund, diesen, der den Tyrannentitel trug, als den glücklichsten aller Sterblichen zu preisen. Dionysios handelte in dieser Situation salomonisch: er umgab den Günstling mit allen Schätzen, die er zur Hand hatte, hängte aber über das Haupt des Beschenkten ein Schwert. Hängte es an ein dünnes Pferdehaar. Der Beschenkte wurde so zum Belehrten — er hieß Damokles, und jenes Schwert wurde zum Damoklesschwert.

25 OLYMP. Ein Berg von fast 3000 m Höhe. «Dort», sagt Homer, «hausen die Götter / Immer in Ruh; ihn reget der Wind nicht, feget der Schnee nicht, / Nässet der Tau nicht, lässet das Blau nicht, sondern die Heitre / Blickt allzeit ohn' Wolken herein, von Glanz überlaufen. / Alle die Tage gefallen sich dort die seligen Götter.»

26 MISSOLUNGHI. Hier fand Lord Byron 1824 den Tod im griechischen Freiheitskrieg, und hier schrieb er, an seinem 36. Geburtstag, in einem seiner letzten Gedichte: "Awake! (not Greece—she *is* awake!) / Awake my spirit! Think trough *whom* / Thy life-blood tracks its parent lake, / And then strike home." — Zu spät!

27 DIE KYRENAIKA. Schlachtfeld des Zweiten Weltkriegs. Im Westen Bengasi, im Osten Tobruk. Die Truppen vieler Generale: Montgomerys, Rommels, Eisenhowers, Pattons, Wavells, Leclercs, Auchinlecks, Alexanders, Grazianis. Am Ende, nach vielen Siegen, wieder ein Sieg, unwiderruflich, endlich Endsieg.

28 SALAMIS. In der Schule gelernt: Hier schlug im Jahre 480 v. Chr. Themistokles die stärkere persische Flotte des Xerxes. Griechenland war wieder einmal gerettet. Fast zwei Jahrtausende später wiederholte sich «die Schlacht von Salamis», als die schwächeren Engländer im Aermelkanal die riesige Armada des zweiten spanischen Philipp glorreich schlugen.

29 ATHEN.

30 MILOS. Dahindämmerndes Leben auf einer fast vergessenen kleinen Inselgruppe, deren einzige Sensation es war, als man aus ihrem Sand eine griechische Statue grub, deren vollkommene Maße die Welt in Staunen setzten: die Venus von Milo.

31 KRETA. Hier herrschte der Sage nach jener schreckliche König Minos, der von den Griechen alle neun Jahre sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen zu seiner Besänftigung forderte. Die sperrte er in sein Labyrinth, darin der Minotaurus, halb Stier, halb Mensch, hauste. Der Königssohn Theseus soll der Wackere gewesen sein, der dieses Fabelwesen tötete, unterstützt von Minos' Tochter Ariadne. — Ariadne auf Naxos — Richard Strauß: Wundersamer Bogen, der sich aus dem Sagenaltertum zärtlich klingend zu uns herüberschlägt.

32 TROJA. Homer erzählt von jenem kecken Paris, Sproß des trojanischen Königshauses, der die spartanische Königsgattin Helena raubte. Da zogen die Griechen zur Rache, zur Eroberung, zur Vernichtung der Stadt, zur Bestrafung ihrer Bewohner vor Troja. Der Krieg begann und dauerte 10 Jahre, der Trojanische Krieg, der Krieg um Helena. Welch illustres Namenregister hat uns Homer, der Sänger und Schlachtenschilderer, übermittelt: Agamemnon, Menelaos, Hektor, Achilles, Aeneas, Nestor, Priamus und Odysseus, der listenreiche, dem das Kunststück des Trojanischen Pferdes gelang. Troja zerfiel und lag verschüttet, bis Heinrich Schliemann es ausgrub und unter anderem den Beweis erbrachte, daß ein Großkaufmann ein vorzüglicher Archäologe sein kann. — Der Beweis fürs Gegenteil steht noch aus.

33 SMYRNA. Nicht alle Smyrna-Teppiche kommen aus dieser Stadt. Man nennt einfach alle geknüpften Teppiche so, wie sie in ganz Kleinasien gemacht werden. Aber auch ein in New York geknüpfter Teppich ist ein «Smyrna».

34 ALEXANDRIA. Eine Gründung Alexanders des Großen. Seine Bedeutung für den Welthandel hat seit dem Altertum bis heute nicht abgenommen. Vorbei sind aber die Tage, da Alexandrien die größte Bibliothek der Welt beherbergte, Wissen und Bildung bedeutsamer Epochen verwaltete und an eine neu heraufkommende Welt weitergab.

35 KAIRO. Beim Erscheinen dieses Heftes dauert die nachgewiesene Geschichte Aegyptens genau 6193 Jahre weniger 18 Tage. Doch vieles, was nach der Einführung jenes Kalenders, der uns so genau sein läßt, geschehen ist, liegt im Dämmer unpräziser Ueberlieferung. Seit den Zeiten Cheops, dessen grandioses Grabmal die Cheopspyramide nahe bei Kairo ist, sind rund viereinhalb Jahrtausende verflossen.

10 BURANO. Die Schwesterinsel Venedigs, «wo an ihren Spitzen / Hundert schöne Mädchen fleißig sitzen, / Mit den weißen, allzu spitzen, raschen / Fingern eilig fügend feine Maschen, / Wo an wundervoll geschaffenen Stücken / Fremde schöne Damen sich entzücken, / In Burano bin ich heut gewesen ...» schrieb einmal Hermann Hesse.

11 DUINO. Auf einer Klippe, hoch über der Adria, das Schloß, wo Rilke im Januar 1912 die Elegien, die jetzt die «Duineser Elegien» heißen, begann: «Wer, wenn ich schriee, hörte mich denn aus der Engel / Ordnungen? und gesetzt selbst, es nähme / einer mich plötzlich ans Herz: ich verginge von seinem / stärkeren Dasein. Denn das Schöne ist nichts / als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen ...»

12 VIAREGGIO. Italiens mondänes Seebad mit seinem kilometerlangen Sandstrand. In den Wellen vor Viareggio ertrank im Sommer 1822 der englische Dichter Percy Bysshe Shelley. Von ihm aus dem Gesang Pans: „Liquid Peneus was flowing, / And all dark Tempe lay / In Pelion's shadow, outgrowing, / The light of the dying day, / Speeded by my sweet pipings / The Sileni, and Sylvans, and Fauns, / And the Nymphs of the woods and waves, / To the edge of the moist river-lawns, / And the brink of the dewy caves, / And all that did then attend and follow / Where silent with love, as you now, Apollo, / With envy of my sweet pipings."

13 PISA. Geburtsstadt Galileo Galileis und Stadt des schiefen Turms.

14 ELBA. Am 5. Mai 1814 setzt Napoleon I., geschlagener Kaiser, bei Porto Ferraio den Fuß auf diese Eiseninsel. 700 Mann Garde zu Fuß und 80 Reiter sind bei ihm. Man hat sie ihm, dem Heerführer, als Kriegsspielzeug mitgegeben. Aber der Verbannte will größeres Spiel. Im Frühjahr des folgenden Jahres bricht er aus, landet in Frankreich. Ist wieder Kaiser, ist wieder Heerführer. Am 18. Juni, der Abend bricht über Waterloo herein, ist er wieder geschlagener Kaiser. St. Helena wartet auf den wiederum Verbannten.

15 CAGLIARI. Die Hauptstadt Sardiniens, wo sich das Museum befindet, aus dessen Beständen einige Kostbarkeiten auf den Seiten 25 bis 32 dieses Heftes abgebildet sind.

16 KARTHAGO. Roms Widersacherin, die alte Königin der Meere. Dido, die Sagenfürstin, soll die Punier-Stadt gegründet haben, deren Kriegsschiffe schon gegen die Etrusker ausfuhren, — deren Feldherren später mit Elefanten über die Alpen zogen und die Römer von Norden her angriffen, — deren größter Heerführer die stolzen Bewohner der italienischen Hauptstadt in den unbeherrscht unrömisch klingenden Ruf ausbrechen ließ: «Hannibal ante portas!» Am Ende der jahrhundertelangen Kriegsgeschichte steht die Eroberung und Schleifung der Stadt durch Scipio — 146 Jahre vor Christi Geburt.

17 CHIANTI. Weltbekannt ist die Gegend durch ihren Wein. Rund 15 Millionen Liter «Chianti» werden im Jahr gewonnen, wovon 5 Millionen ins Ausland gesandt werden. Die Flaschen, in denen der Chianti in den Handel kommt, heißen Fiaschi. 22 Glasfabriken in der Toskana stellen sie her, 30 bis 35 Millionen Stück im Jahr. Da und dort, nördlich der Alpen, gehört es zu einer Art Heimatstilgepflogenheit, die leergetrunkenen, strohumkleideten, schöngeformten Flaschen an die Wand zu hängen.

18 ROM.

19 MONTE CASSINO. Der heilige Benedikt gründet auf diesem Hügel im Jahre 529 ein Kloster. 589 zerstören es die Langobarden, 884 zerstören es die Sarazenen, 1349 zerstört es ein Erdbeben, 1944 zerstören es die Kanonen, die der Zweite Weltkrieg aufgefahren hatte. Monte Cassino ist immer wieder aufgebaut worden, im 8. Jahrhundert, im 10. Jahrhundert, im 14. Jahrhundert und im 20. Jahrhundert. Die Mönche Sankt Benedikts ließen sich nicht vertreiben.

20 NEAPEL. Goethe am 25. Februar 1787: «Bei ganz reiner heller Atmosphäre kamen wir Neapel näher; und nun fanden wir uns wirklich in einem anderen Lande. Die Gebäude mit flachen Dächern deu-

ten auf [illegible] inwendig [illegible] freundlich sein. [illegible] Straße, sitzt in [illegible] sie scheinen will. [illegible] glaubt im Besitz des Par[illegible] sein und hat von den [illegible] ländern einen sehr traurig[illegible] begriff: Sempre neve, case di leg[illegible] gran ignoranza, ma denari assai.»

21 SORRENT. Torquato Tasso, an dem sich Dichterschicksal beispielhaft erfüllte, wurde hier am 11. März 1544 geboren.

22 CAPRI. Der Kaiser Tiberius verschaffte der Zauberinsel im Altertum einen schlechten Ruf. Jean Paul nannte sie eine Sphinx. Axel Munthe brachte ihr neuen Welterfolg. Rilke sprach hier die sinnreichen Sätze: «Träte ein Mensch des Quattrocento unter uns — er würde überwältigt davon sein, welche Herrschaft wir über die Kräfte der Natur erlangt, und wie wir die Erde umspannen mit Eisen und Draht; er würde überwältigt sein von den Erfolgen der Naturwissenschaften, deren schüchterne Erstversuche er erlebt. Staunend würde er sehen, wie hoch ein Menschenleben heute bewertet ist, wie sorgsam gehütet im Staatsgehege und durch Sanatorien, durch Aerzte und Advokaten. Aber nicht ohne Verwunderung würde er bald wahrnehmen, daß dies selbe Menschenleben auch heute plötzlich aus der Stille des Hauses gezerrt und an den Pranger gestellt wird, daß das Pharisäertum lebendiger ist denn je.»

36 PORT SAID. Hier beginnen die 160 Kilometer des Suezkanals, in dem sich die Wasser des Mittelländischen und des Roten Meeres vermischen. Er erspart dem Europäer, der nach Indien fährt, den rund 8000 Kilometer langen Umweg um Afrika. Seine Einweihung erfolgte 1869. Champagnerpfropfen mögen geknallt haben. Es erklang aber zu dieser Gelegenheit auch Verdis «Aïda», fürs Einweihungsfest geschrieben. Erbauer war Ferdinand Lesseps, er war aber nicht der Planer; dieses Verdienst gehört dem Deutsch-Oesterreicher Negrelli.

37 BETHLEHEM.

38 DER HÜGEL zwischen dem Städtchen Kapernaum und dem See Genezareth. Die Worte der Bergpredigt wurden an diesem Ort gesprochen: «Nehmt euch in acht vor den falschen Propheten, die sich in Schafskleidern euch nahen, im Innern aber reißende Wölfe sind!» Und: «Ein guter Baum kann keine schlechten Früchte tragen, und ein schlechter Baum kann keine guten Früchte tragen. Jeder Baum, der nicht gute Früchte trägt, wird ausgehauen und ins Feuer geworfen. Also: An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.» Und: «Niemand kann zwei Herren dienen. Denn entweder muß er den einen hassen und den andern lieben, oder er muß zu dem einen stehen und den andern verschmähen. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.»

Zusammengestellt von Emil Birrer

SARDISCH-NURAGISCHE BRONZESTATUETTEN

Aufnahmen von WERNER BISCHOF

Von GIOVANNI LILLIU

Im August 1949 forderten sechzig altsardische Bronzestatuetten in Venedig mit echt sardischem Mute und unter Verleugnung der sprichwörtlichen insularen Bescheidenheit das Urteil der internationalen Kunstkritik heraus und trugen einen eklatanten Sieg davon. Sie gehören dem nuragischen Kulturkreise an, dessen großartige militärische Denkmäler, die Nuragen, aus der Jüngeren Steinzeit stammen. Meine Meinung über die Bronzestatuetten habe ich in Zusammenarbeit mit meinem Freunde Professor Gennaro Pesce, Direktor der sardischen Denkmalpflege, im illustrierten Katalog der venezianischen Mostra (Alfieri, Venezia 1949) zusammengefaßt. Ich habe mir mein Urteil durch langjährige liebevolle Beschäftigung mit jenen metallenen Statuetten gebildet, die eine so beredte Sprache reden und mir von meinen fernen kriegerischen Vorfahren, den Hirten und Bauern oder was auch immer sie waren, erzählten. Und in all den Jahren seither habe ich trotz der inzwischen gemachten neuen Entdeckungen und trotz der Fortschritte der Fachwissenschaft oder gar unter dem Drucke der Meinung gebildeter Kreise keinen Anlaß gehabt, mein Urteil zu ändern. Die Kritik, die man sich gerne etwas weniger schablonenhaft gewünscht hätte, hat eigentümlicherweise meine Ansichten übernommen.

Das hervorstechendste Merkmal, das ich bei den sechzig Statuetten und den ungefähr vierhundert, die in italienischen und ausländischen Museen, besonders aber im Museum von Cagliari aufbewahrt werden, als innern Stil herauskristallisierte, ist ihr ausgesprochen mittelländischer, vor- und antiklassischer Charakter. In formaler Hinsicht haben sie mit den hellenischen Plastiken mit ihren strengen und genauen Maßen nichts gemein. Ihr wesentlich barbarischer Zug ist der unmittelbare und sprechende Ausdruck der lebhaften Einbildungskraft eines Volkes, das einer Kultur wie der ursardischen angehörte, die gewissermaßen ein Amalgam heroischer und magischer Elemente und einer tief gefühlten Religiosität war, der aber jede Grundsätzlichkeit und Gesetzmäßigkeit fehlte. Gerade im Ausdrucke dieser Geisteshaltung und ihrer Verwurzelung in einer Art Naturmenschendasein erkannte man die geheimnisvolle Kraft, die diese Figürchen befähigte, die Jahrhunderte zu überdauern und auch uns modernen Menschen noch etwas zu bedeuten. Und diese Erkenntnis war das positivste geistige Resultat der Ausstellung in der Lagunenstadt.

Durch einen eigentümlichen, aber auffallenden Gegensatz äußerte sich das Denken und Fühlen jener mystischen, äußerst konstruktiven und lebendigen mittelländischen Welt formal im wesentlichen in einem geometrischen Schema. Es war aber, wie man sofort erkennt, eine unregelmäßige, ungebundene Geometrie, die eher mit den symbolischen Geometrien der europäischen Ältern und Jüngern Steinzeit verwandt ist als mit der auf den Resultaten genauer Messungen beruhenden historischen Kunstgeometrie, mit der übrigens, wie es scheint, gewisse Beziehungen nicht ganz fehlten. (Bekanntlich wurden gewisse Beziehungen zwischen nuragischen und archaisch-griechischen, steinzeitlichen, phönizisch-syrischen, anatolischen, iberischen und andern Bronzen festgestellt.)

Man kann die Statuetten stilistisch in drei Gruppen einteilen, auch dann, wenn nicht jede einzelne Figur ohne weiteres eindeutig klassifiziert werden kann. Denn die Bronzen, und das zeigt einmal mehr ihren künstlerischen Wert, stimmen stilistisch nicht alle überein. Die eine der drei Gruppen ist diejenige von *Uta*, die auch die *kubistische* genannt wird. Sie ist gekennzeichnet durch die Ausmaße, die ausgesprochene, beinahe strukturelle Steifheit, durch jene Merkmale also, die D. H. Lawrence als charakteristisch für das Leben und die Sitten im heutigen Sardinien bezeichnet. Die zweite ist die Gruppe von *Abini*. Man nennt sie auch die *dekorative*. Ihr wesentliches Merkmal ist die liebevolle Behandlung der Einzelheiten. Sie neigt wohl zur Ornamentik, doch vernachlässigt sie in keinem Falle die Struktur des Körpers. Die dritte Gruppe endlich ist die *barbarisierende*. Sie ist weniger steif und eher zurückhaltend. Außerdem kann sie als eine Art formaler Volkssprache betrachtet werden, denn sie hält sich an die heimischen Gebärden. Einige zu dieser Gruppe gehörende Figürchen scheinen volkstümliche Karikaturen zu sein.

Die beiden ersten Gruppen sind größer und halten die sardischen Menschentypen fest, wie Vertreter der herrschenden Klassen, der militärischen Hierarchie (Stammeshäuptling, Krieger verschiedener Grade und Truppen) und der priesterlichen Kaste (besonders weibliche Figürchen mit ungeheuer großen Augen und hohen, konischen Kopfbedeckungen, in denen man Zauberer und Magier zu erkennen glaubt). Weiterhin gibt es in dieser Gruppe seltsame Votivbilder, auf denen Schwerter zu sehen sind, über denen sich Hirsche mit gegeneinandergestellten Doppelkörpern und Soldaten erheben. Man bringt sie mit gewissen geheimnisvollen Jagdgebräuchen in Zusammenhang. Dann gibt es wieder Barken, deren Ränder manchmal prunkhaft mit kleinen Tieren symbolischen Charakters geschmückt sind. Es fehlt auch nicht an Ritualgefäßen mit unerklärlichen magisch-religiösen Zeichen. Es finden sich auch äußerst phantastische Wesen. Zu diesen gehören militärische Helden mit vier Augen, vier Armen, mehreren Schilden und Schwertern. Man glaubt, in ihnen Gottheiten oder Krieger zu erkennen, die die Wasserprobe glücklich überstanden haben. Auch ein hybrides Tier mit einem Menschenkopf ist vertreten. Vielleicht verkörpert es eine ähnliche mythologische Vorstellung wie der Zentaur. Allen diesen Figuren ist ein mystisch-heroischer Charakter gemeinsam. Neben diesen fehlt es aber auch nicht an sehr naturnahen Tierdarstellungen. — In der barbarisierenden Gruppe finden sich die Vertreter der niedern Volksklassen, Hirten und Bauern in der Haltung von Betenden, Handwerker in der typischen Haltung ihres Berufes; dann auch wieder Vertreter der gebildeten Klasse in musikalischer oder tän-

Legenden zu den acht Aufnahmen auf Seite 33 ►

zerischer Verzückung. Manchmal ist die Haltung der Figuren auch erotisch wie bei einem völlig nackten hermaphroditischen Wesen, das eine dreiröhrige Flöte bläst und im Zustande geheimnisvoller Starre tanzt.

Diese kleinen Plastiken, Werke obskurer, aber kecker Handwerker, die, wie der sagenhafte, nach der Ueberlieferung immer als wandernder Künstler dargestellte Dädalos, mit ihren beruflichen Geheimnissen das Land durchzogen und ihre Figürchen aus dem Material schufen, das ihnen die sardische Erde in Menge darbot, haben auch in Sardinien Stoff zu lebhaften Auseinandersetzungen über ihr Alter gegeben. Zuerst wurden sie den Phöniziern zugeschrieben; dann glaubte man wieder, ihre Entstehungszeit ganz oder zum Teil im zweiten vorchristlichen Jahrtausend suchen zu müssen. Heute nimmt man aber auf Grund sorgfältiger Vergleiche mit der uretruskischen Kultur an, daß die Statuetten zwischen dem achten und sechsten Jahrhundert vor Christi entstanden sind. Von den drei Gruppen betrachtet man jene von Uta als die älteste. Die beiden andern sind jünger und nicht ganz frei von fremden Einflüssen.

Was diesen nuragischen Bronzen aber besonderen Reiz und Wert verleiht, das ist nicht in erster Linie ihr ehrwürdiges Alter, sondern ihre klare, ruhige und doch so beredte Sprache. Sie legen aber auch Zeugnis für jene künstlerische Epoche ab, in der Sardinien imstande war, einen Beitrag an die antike und moderne Kultur zu leisten. Die Figürchen wurden zu Ehren der Götter und zum Andenken von Dahingeschiedenen erschaffen und dienten zum Schmucke der Nuragen und primitiven Häuser zu einer Zeit, als die belebende Freiheit eines starken und aufgeweckten Volkes noch nicht durch jahrhundertelange Untertänigkeit eingeschränkt war.

Es war ein goldenes Zeitalter von kurzer Dauer, das sich, trotzdem es den Keim zu neuem Leben in sich trug, bis auf den heutigen Tag nicht mehr wiederholt hat.

Deutsch von Max Grütter-Minder

1 und **3** *Stammhäuptling.* Höhe 39 cm. Entstehung: 7. Jahrhundert vor Christi. Die Figur stammt aus einem stilistisch entsprechenden Repositorium von Bronzen in Uta (Cagliari). Es ist ein Figürchen, das den kubistischen Stil von Uta am besten zeigt. — Es handelt sich um einen Stammhäuptling oder Hirtenkönig, dessen dynastische Macht durch den großen Prunkdegen, den als Szepter gedachten Knotenstock und den groben, weiten Mantel, der an den «Saccu» der sardischen Hirten erinnert, angedeutet wird. — Die königliche Strenge wird durch den unerschütterlichen, ernsten Ausdruck und die formal-psychologische Starre gekennzeichnet. Sie wird im weiteren ausgedrückt durch die sorgfältige Ausarbeitung des Rückens und den zurückgeworfenen Kopf. Das sind mittelländische Stilelemente, die von der balkanischen Altsteinzeit bis in die minoisch-mykenischen Zeiten und in den urhellenischen geometrischen Formen immer wieder angetroffen werden. — In den Einzelheiten und in den Ausmaßen kann man die konstruktiv-plastischen Werte der Statuette besser erkennen. Der Kopf ist von einer zylindrischen Haube bedeckt und erscheint deshalb auf den schmalen Achseln um so voluminöser. Im Profil treten die Formen ganz besonders klar hervor. Alle Partien sind flächenförmig, besonders diejenige zwischen der gigantischen Nase und den Ohrmuscheln, die in den Nacken versetzt sind. Die so entstandene große Fläche erhöht den Eindruck der Sorgfalt, mit der der nach hinten gebogene Kopf ausgearbeitet ist. Die Ausmaße der untern Partie des Kopfes, das mächtige Schwert, als Zeichen der Gewalt des Hirtenkönigs, vermitteln den Eindruck einer eher intuitiven Erfassung der Größenverhältnisse.

2 Italienische Soldaten aus Cagliari bestellen ihre Felder.

4 *Schießender Bogenschütze.* Die 18 cm hohe Figur wurde zusammen mit vielen andern in Teti (Nuoro) zutage gefördert. Sie gehörte zum Votivschmuck eines dem Wasserkult geweihten Wallfahrtsortes. Der Kopf der Statuette ist von einem Helm mit kurzen Hörnern bedeckt. Die Brust wird von einer Tunika und einem glatten Leder geschützt. Die Beine sind mit dicken Tuchstreifen umwickelt. Im übrigen ist das militärische Kleid sehr einfach und schmucklos. Der Bogen ist im Vergleich zu dem schmächtigen Figürchen ungeheuer groß und betont die besondere Waffengattung, der der Soldat angehört. Er ist eben im Begriffe, die Sehne anzuziehen. Zu beachten ist die äußerst stilisierte geometrische Kreuzung der in langer horizontaler Linie ausgezogenen Arme, welche die Länge der Schußbahn andeutet, mit der vertikalen Linie des Bogens. In bezug auf den Stil gehört die Statuette zur Uta-Gruppe. Entstehung: 7. Jahrhundert vor Christi.

5 Blick von der Hauptstraße in Iglesias in die Stube eines Mineurs.

6 Frau aus Iglesias.

7 *Die mittelländische Mutter.* Die 44 cm hohe Figur wurde aufrechtstehend in einem Kreise unbehauener Steine in ihrem Sanktuarium in Senorbi (Cagliari) gefunden. Sie stammt aus der Jüngeren Steinzeit, die ungefähr zwischen 2000 bis 1500 vor Christi anzusetzen ist. — Es handelt sich um eine Göttermutter, eine Synthese von Liebe und Tod (man findet sie auch als Beschützerin der Gräber in den «domus de janas». Das sind von Menschenhand in den Fels gehauene Höhlen). Sie ist ein Werk bäurischer Kunst und enthält bereits das formale Element der nuragischen Bronzefiguren.

8 *Held mit vier Augen und vier Armen.* Höhe 19 cm. Das Figürchen stammt von Teti (Nuoro). Es stellt ein sehr merkwürdiges Wesen in Militärkleidung dar. Auf dem Kopfe sitzt ein Helm mit sehr langen, in Kügelchen endenden Hörnern. Es trägt einen gestreiften Harnisch und Beinschienen. Bewaffnet ist es mit zwei Stoßdegen und zwei verzierten Schilden. Am oberen Rande sind die Dolchgriffe zu sehen, die paarweise auf der Innenseite angebracht sind. Aber nicht nur die Waffen sind verdoppelt, sondern auch die Augen und Arme. Man hat bei dieser und bei ähnlichen Statuetten an Gottheiten, an Soldaten oder Helden gedacht, die mit glücklichem Erfolg die Wasserprobe überstanden haben. In dem Figürchen sind die Stilkriterien von Abini evident. Entstehung: 7. bis 6. vorchristliches Jahrhundert.

Sämtliche Figuren befinden sich im Museum von Cagliari

DER BLITZ UNTER DEM MEER

Von DIMITRI REBIKOFF

Spät heimkehrende Fischer konnten im vergangenen Sommer in der Nähe von Cannes immer wieder geheimnisvolle Gewitter unter Wasser beobachten. Die Meeresoberfläche erstrahlte im Schein aufeinanderfolgender, bald bläulichweißer, bald smaragdgrüner Blitze. Und doch standen Sterne am Himmel, und nichts unterbrach die Stille der Nacht.

Eine Viertelstunde später konnte man beobachten, wie zahlreiche Luftblasen unter seltsam gurgelnden Geräuschen dem Strande zustrebten. Und dann entstieg den Tiefen des Meeres erst eine, dann eine zweite, eine dritte und endlich eine vierte triefende Gestalt: im Sternenlicht schienen sie so seltsam ausstaffiert wie Besucher von einem fernen Planeten. Sie zogen mit unendlicher Vorsicht eine sehr lange, dünne Vorrichtung aus dem Meere, die größte Aehnlichkeit mit einem kleinen Torpedo zeigte. Dies getan, legten die Taucher ihre Ausrüstung ab: die Metallflaschen und Rohre, die Schwimmflossen, Dolche, Bleigürtel, brennenden Lampen und Anzüge aus Schaumgummi, bis sie im Badekostüm dastanden. Es war eine Gruppe des *Club alpin sous-marin* von Cannes: Yvonne de Rolland und Ada, Jean-Pierre Charvoz und ich. Wir hatten mein «Torpedo», mein elektronisches Unterwasser-Blitzlicht für Farbenphotographie, ausprobiert.

Henri Broussard, die treibende Kraft des *Club alpin sous-marin*, hatte mich angefragt, ob die Möglichkeit bestände, den Elektronenblitz in großen Tiefen zu verwenden. In Cannes angekommen, mußte ich zunächst, obgleich ein schlechter Schwimmer, die «Wassertaufe» bestehen — Tiefe am ersten Tag: sechs Meter, am darauffolgenden fünfundzwanzig! O Wunder! Ich wurde zum Meertier befördert.

Der von Henri Broussard im Jahre 1946 gegründete und seitdem von ihm geleitete *Club alpin sous-marin* hat sich zur Aufgabe gemacht, Forscher verschiedenster Gebiete aus der ganzen Welt zusammenzubringen, ihnen ein für das Tauchen in großen Tiefen notwendiges Training zu vermitteln und Erfahrungen und technische Hilfsmittel, vor allem unabhängige Taucher, zur Verfügung zu stellen. Der Klub bildet den Kern einer Gruppe, die Tiefseeforschungen von wachsender Bedeutung durchführt und bereits zahlreiche Entdeckungen von größtem Interesse für sich buchen kann, wie die Auffindung von Wracks römischer, mit mehreren tausend Amphoren beladener Schiffe in Agay und von römischen Ankern aus Blei (ein besonders schönes Exemplar ist im Marinemuseum Paris ausgestellt), sowie die Entdeckung zahlreicher erstaunlicher Unterwasserlandschaften, die alle von Broussard schwarzweiß photographiert worden sind, und zahlreiche Beobachtungen der Unterwasserflora und -fauna von höchstem wissenschaftlichem Interesse.

Die Unterwasser-Farbenphotographie

Wie die Bilder (Seiten 36 und 37) zeigen, brachte die Unterwasser-Farbenphotographie erstaunliche wissenschaftliche Entdeckungen. Bisher scheiterten alle Versuche der Farbenphotographie in großen Tiefen daran, daß nach einigen Metern nur noch ein intensives blaugrünes Licht durchdringt; so zeigte der Meeresgrund nur blaue und grüne (in geringen Tiefen eventuell gelbe) Farben. Die Landschaften in großen Tiefen erschienen uns traurig und eintönig, in düsteres Licht getaucht.

Die Anpassung des Elektronenblitzes (den die Reporter schon lange verwenden) an die Unterwasser-Umwelt hat uns eine verblüffende Offenbarung beschert: die großen Meerestiefen sind nicht blau, sondern gelb, orange und rot. Diese Farben besitzen oft eine Leuchtkraft, die mit nichts an der Oberfläche der Erde verglichen werden kann. Und doch dringt nur ein schwaches, tiefblaues Tageslicht in diese Tiefen von 30 bis 60 Metern. Newton hat jedoch schon lange bewiesen, daß eine gegebene Farbe nur sichtbar wird, wenn sie von weißem Licht oder auf alle Fälle von einer Lichtquelle, die dieselbe Farbe enthält, beleuchtet wird. Darum ist eine starke Lichtquelle von künstlichem weißem Licht — der Elektronenblitz — notwendig, um das Geheimnis dieser Farben zu enthüllen, das das Meer seit Anfang der Schöpfung eifersüchtig bewahrt hat. Das frappierendste Beispiel sind die «schwarzen» Gorgonen, die wir mit bloßem Auge schwarzblau sehen. Unter dem völlig weißen Blitzlicht erscheinen sie hochrot!

Erstaunlich ist, daß die Fische anscheinend die Farben sehen können, die unsere Augen nicht unterscheiden. In der Tat zeigt eine unserer Aufnahmen einen kostbaren, feurig roten Korallenwald; zwischen den Zweigen dieser an der Decke einer Meeresgrotte hängenden Korallen findet man Fische verschiedener Arten, die genau die Farbe der Korallen angenommen haben, so daß man sie nur sehr schwer unterscheiden kann. Im allgemeinen bilden die leuchtenden Farben der Fische unter Wasser eine fast vollkommene Tarnung. Sie sind sehr schwer zu sehen, wenn sie sich nicht bewegen. Sogar auf der Photographie, die Einzelheiten und Farben zeigt, die das bloße Auge nicht unterscheidet, findet man sie nur mit einer gewissen Uebung. Hier ist ein ungeklärtes Geheimnis zu lösen: Wie können die Fische rote Farben genau nachahmen, wenn diese Farben bei Tageslicht in diesen Tiefen nicht existieren?

Anderseits verachten die Felsenfische (ganz wie wir) die Schwerkraft völlig: an einer vertikalen Wand bewegen sie sich vertikal nach oben oder nach unten, mit dem Bauch gegen die Wand; an der Decke einer Grotte (zum Beispiel in einem Korallenwald) schwimmen sie auf dem Rücken: auf diese Weise bieten sie dem Blick stets den Rücken, der ihre Tarnfarbe zeigt. Dagegen schwimmen die an das offene Meer gewöhnten Fische «normal»; auch sie sind sehr schlecht zu erkennen. Sind sie über uns, sehen wir nur ihren silbernen Bauch, der mit der glänzenden Oberfläche verschwimmt. Sind wir über ihnen, sehen wir nur ihren dunkelgrünen, stumpfen Rücken, der sich von der Farbe des Meeresgrundes nicht abhebt. Beleuchten wir sie dagegen von unten mit der Blitzlichtlampe, werden sie sehr deutlich sichtbar, da die Tarnung nicht für diese Art Beleuchtung gedacht ist. — Hier die Beschreibung einer typischen Tauchexpedition.

Korallen

Ich hatte mir vorgenommen, die ersten farbigen Aufnahmen von lebenden Korallen zu machen: von jenen winzigen Lebewesen, die es fertigbringen, im Laufe der Jahrhunderte aus dem Meer wachsende Inseln und Klippen zu bauen.

Es war im Oktober; seit einem Monat stürmte und regnete es an drei von vier Tagen. Ueber der vor kurzem von Broussard entdeckten «Korallengrotte» war das Meer wild bewegt; wir beeilten uns, zu tauchen, um wieder in ruhiges Wasser zu kommen und den ersten Anzeichen der Seekrankheit zu entgehen. Unter solchen Umständen bewies unsere Ausrüstung ihre große Handlichkeit. Das schlechte Wetter hatte uns beim Aufsuchen unserer Merkzeichen an der Küste gestört, die es uns gewöhnlich ermöglichten, einen bestimmten Punkt in der Unendlichkeit des Meeres auf wenige Meter genau wiederzufinden; Jean-Pierre Charvoz brauchte viel Zeit und kostbare Luft beim Kreisen unter Wasser, bis er die vertikale Wand wieder fand, in der die «Korallengrotte» liegt,

An der Küste Korsikas. Photo Maywald

Acht Elektronenblitzaufnahmen von Dimitri Rebikoff ►

1 *Gorgonen und dicht wachsende Korallen an einer senkrechten Wand in 35 Meter Meerestiefe, nördlich der Insel Ste-Marguerite bei Cannes.*

2 *Ein Mitglied des Club alpin sous-marin streichelt einen freundlichen Tintenfisch in 6 Meter Tiefe. Das Tier zeigt weder Schreck- noch Angriffsreaktionen.*

3 *Ein dichter Korallenwald überzieht die Kuppel der Korallengrotte, in der die erste Farbphotographie lebender Korallen unter Wasser gemacht wurde.*

4 *Die berüchtigte Muräne, oft über einen Meter lang, deren giftiger Biß gefürchtet ist, greift den Taucher nie an. Wenn sie harpuniert wird, kämpft sie aber stundenlang mit unheimlicher Kraft.*

5 *Taucher des Club alpin sous-marin in 25 Meter Tiefe bei den gelben Gorgonen.*

6 *Ein Teil der Ladung von rund 3000 Amphoren eines römischen Schiffes, das mit Wein nach Marseille unterwegs war und vor Agay Schiffbruch erlitt. In der Bildmitte ist ein markierter Amphorenverschluß zu sehen, der den Namen des Weinhändlers aus Pompeji trägt.*

7 *Die erste Elektronenblitz-Aufnahme in 40 Meter Meerestiefe. Zum erstenmal sieht das Auge die rote Farbe dieser Gorgonen, die bisher dem Taucher schwarz erschienen sind und sich schwarz verfärbten, wenn man sie ans Tageslicht heraufholte.*

8 *Zwei Seesterne in 18 Meter Tiefe.*

— eine große Höhle, deren Boden von einer dicken Schicht Ablagerungen bedeckt ist; man muß sich hüten, sie aufzurühren, will man sich nicht in einer undurchdringlichen «Suppe» verlieren. An der Decke dagegen wächst ein lebender Korallenwald von unerhörter Pracht. Jeder einzelne der Korallenzweige ist von unzähligen lilafarbenen Polypen bedeckt.

Da der Wald an der Decke der Grotte hängt, machen wir es wie die Fische, das heißt wir schwimmen auf dem Rücken und halten das «Torpedo» vor uns. Sein Lichtstrahl scheint weder die Polypen noch die Fische im geringsten zu erschrecken. Berührt man dagegen einen einzigen Polypen mit der Hand, verschwinden auch alle anderen, wie auf Befehl, sofort im Innern des Korallenzweiges; dieser Edelstein des Meeres trägt und schützt sie aufs beste.

Das Schauspiel war so feenhaft schön, daß ich nicht wagte, einen einzigen Zweig abzupflücken (man behauptet, sie wüchsen einen Zentimeter im Jahrhundert). Dazu waren die Wände der Grotte mit weiteren Wundern austapeziert: mit unzähligen kleinen, flammend gelben Schwämmchen und einer Art Polypenkolonie, ähnlich einer zarten Meißner Porzellanfigur, genannt «Rose des Meeres».

In solchen Grotten finden wir oft römische und phönizische Anker, die man einst nicht mehr hat hochziehen können, weil sie an der Wölbung der Grotte hängenblieben. In solchen Fällen mußten die Seeleute das Ankertau durchschneiden. Ebenso ist die Wahrscheinlichkeit, Fische anzutreffen, am größten in den Grotten und Gesteinsspalten. Nur dank dem praktischen «Torpedo» war es möglich, in die kleinsten Ecken vorzudringen; von Anfang an hat es dort Wunder erhellt, die der Märchen aus Tausendundeiner Nacht würdig sind.

Unser Programm

Wir bereiten gegenwärtig ein systematisches Forschungsprogramm vor. Es ist nicht notwendig, auf ferne Entdeckungsfahrten zu gehen; der größte Teil des Meeresgrunds der Riviera ist noch ganz unerforscht, sowohl was Tier und Pflanze, als auch was das Archäologische betrifft. Das Mittelmeer, die Wiege der Zivilisation, ist ein riesiges, unberührtes Gebiet, dessen Eroberung noch Jahre oder selbst Jahrhunderte dauern wird!

Im Augenblick ist die dringendste Aufgabe die Entwicklung eines tadellosen technischen Forschungsmaterials. Die photographische Ausrüstung ist vorhanden, die Apparatur für Filmaufnahmen geht ihrer Vollendung entgegen; es werden auch spezielle Ultraschallsonden sowie wasserdichte Fernsehkameras fertigentwickelt, die eine systematische Vorbereitung der Forschungen ermöglichen. Ferner werden Schiffe gebraucht, und vielleicht wird man eines Tages auch Forschungs-Unterseeboote verwenden wie bei Kapitän Nemo ... Eine solche Arbeitsweise würde uns völlig unabhängig vom schlechten Wetter machen; denn das Meer ist schon in einer Tiefe von nur zwanzig Metern ruhig.

VOM LEBEN IM MEER

Von PAUL BUCHNER

Es sind nun schon dreiundvierzig Jahre her, daß ich in einer lauen Frühlingsnacht zum erstenmal das Mittelländische Meer erblickte. Das Doktorexamen lag glücklich hinter mir, und nun wollte ich ein Jahr an der Zoologischen Station in Neapel verbringen, um mich mit der marinen Tierwelt vertrauter zu machen und gewisse Spezialstudien zu treiben. Die beiden älteren Kollegen — ein Schweizer und ein Russe — die sich des Neulings freundlich annahmen, meinten, sie müßten dem Reisemüden sogleich einen Blick in unverfälschtes neapolitanisches Leben tun lassen und führten ihn in ein kleines, überfülltes Theater, in dem allabendlich eine Volkssängerin helle Begeisterung auslöste. Sie konnten ja nicht wissen, daß ich nur das Meer im Sinn hatte, das ich noch nie gesehen und das nur wenige Straßen entfernt auf mich wartete.

Heute beglückt den auf der «Direttissima» von Norden Kommenden der unerwartet sich auftuende Blick auf den Golf von Gaeta und grüßt ihn nach einer Weile erneut die Bucht von Pozzuoli; aber damals gab es ja nur die längere, über Monte Cassino durch die Berge führende Strecke, und nichts verriet dem Ungeduldigen die unmittelbare Nähe des schönsten Golfes am Mittelländischen Meer. Was galten mir da die Lieder, deren Worte ich nicht verstand, die Beifallsstürme, Zwischenrufe und der ungewohnte Anblick der in den Logen ihre Kinder stillenden Neapolitanerinnen?

Aber in später Stunde stand ich dann doch noch an der Via Caracciolo, lauschte dem leisen Anschlag der Wellen und blickte eine Weile hinaus auf das dunkle Wasser, in dem all das lebte, was ich bisher nur aus Büchern oder bestenfalls in konserviertem Zustand kannte. Dann ging ich noch ehrfürchtig um den zwischen Palmen und Steineichen weiß schimmernden Palast, zu dem sich die Zoologische Station entwickelt hatte, die Anton Dohrn allen Hindernissen zum Trotz in einer Zeit begründete, da es noch keine Via Caracciolo gab und die Fischer hier ihre Boote an den Sandstrand zogen, und war ein bißchen stolz darauf, daß nun auch ich dort, wo schon so viele Zoologen von Rang geforscht, von morgen an eine Arbeitsstätte haben würde.

Nun kamen die glücklichen Wochen und Monate, in denen täglich Niegeschautes Wirklichkeit wurde, in denen es mit dem kleinen Dampfer der Station zum Fischen ging, die Ufer und Inseln durchstreift wurden und aus diesem einzigartigen Zusammenklang von Arbeit und Genuß jenes Erlebnis erwuchs, das mich schließlich, ohne daß ich es damals ahnte, für immer an den Golf ketten sollte.

Von den vielen Tausenden, die es alljährlich an das Mittelmeer zieht, können freilich die wenigsten ermessen, was es dem Zoologen bedeutet. Auch ihn nehmen natürlich seine sonnigen, zum Bade lockenden Sandstrände und das geheimnisvolle Dunkel seiner Grotten, das ewige Spiel der Wellen und der Farben und die uferlose Weite gefangen; aber zu alledem gesellt sich für ihn noch das Wissen von der schier unermeßlichen Fülle der Gestalten, die es beleben. Läßt doch all das, was es auf den Märkten an Fischen, Krebsen, Tintenfischen und Polypen zu bestaunen oder am Strande an Muschel- und Schneckenschalen aufzulesen gibt, bei aller Mannigfaltigkeit kaum ahnen, welch tausendfältige Formen das Leben im Meer angenommen hat und wie es dank seiner zu allem fähigen Plastizität sich selbst die unwirtlichsten Räume zu erobern wußte. Das ewige Dunkel größter, nach Tausenden von Metern messender Tiefen und die vom Sonnenlicht durchleuchtete Oberfläche, der feine, von keiner Strömung berührte Schlick der Tiefsee, die Uferklippen, gegen welche die Brandung donnert, und der hin und her rollende Sand der Küste, sie sind schließlich alle besiedelt worden, und ihre jeweilige Fauna wird in wunderbarer Weise der so verschiedenen Umwelt gerecht.

Was auf dem weichen Tiefseeschlamm leben wollte, mußte vor allem der Gefahr des Einsinkens begegnen. Da verteilten die hier schreitenden Tiere die Last, indem sie ihre Beine bedeutend verlängerten und deren Endglieder sohlenartig durch starke Behaarung verbreiterten. Handelte es sich um festsitzende Formen, wie es die Glasschwämme und die gestielten Seelilien sind oder der riesige Branchiocerianthus, dessen Stamm einen einzigen, mit langen Fangfäden bekränzten Polypen von der Größe eines Suppentellers trägt, so wurden am Fußende nach Pflanzenart Wurzel-

Zigeunermädchen am Strand bei Saintes-Maries de la Mer. Photo Anita Niesz

schöpfe und Ausläufer gebildet, die in dem weichen Boden Halt bieten. Die Finsternis solcher Tiefen aber überwanden ganz verschieden geartete Tiere immer wieder in gleicher Weise durch die Erfindung von Leuchtorganen. Festsitzende Arten brauchen sich jetzt nicht mehr auf zufällig in die Nähe kommende Beute zu beschränken, sondern locken sie mit ihren Lichtfallen in den Bereich ihrer Arme. Fische und Tintenfische haben an den verschiedensten Stellen ihres Leibes ganze Serien von Leuchtorganen entwickelt und ihnen oft auch verschiedenfarbige Pigmentzellen zugesellt, so daß sie wie mit einem bunten Geschmeide von Edelsteinen geschmückt erscheinen. Jede Art hat so ihre besonderen Lichtsignale, die das Auffinden der Geschlechter auch im Dunklen ermöglichen und bei Formen, die in Schwärmen leben, den Verband der Artgenossen sichern. Wenn manche Fische einen sich sondernden Strahl ihrer Rückenflosse gewaltig verlängern und mit einer über dem Munde hängenden Ampel versehen, so bannt diese die Beutetiere ebenso rettungslos wie eine nächtliche Lichtquelle die um sie taumelnden Motten.

Haben die extremen Bedingungen der Tiefsee vielfach groteske Gestalten erzeugt — eine japanische Krabbe, Macrocheir, stelzt mit meterlangen Beinen wie eine Riesenspinne über den Boden, die einzige, fingerdicke Kieselnadel, die den Glasschwamm Monoraphis durchzieht, kann drei Meter lang werden — so entzücken die seichtere Gebiete bevölkernden Formen durch ihre märchenhafte Zartheit. Während ihres ganzen Lebens vermögen sie sich über der gähnenden Tiefe schwebend oder rudernd zu halten, bis sie endlich im Tode in sie hinabsinken und denen dort unten zu einer wichtigen Nahrungsquelle werden. Wie sie verstehen, mit allen Mitteln ihr gefährliches Uebergewicht herabzusetzen! Wie sie, soweit es tunlich, an schweren Stoffen, wie Kieselsäure und Kalk, sparen und andererseits spezifisch leichtere, wie Fette oder Luft oder Wasser von geringerem Salzgehalt, speichern, um die zehrende Muskelarbeit nach Kräften einzuschränken! Wo vor allem kleinere und kleinste Tiere damit nicht auskommen, wird durch Oberflächenvergrößerung die Reibung erhöht und damit das Absinken verlangsamt. Das erreichen die Radiolarien mit ihren nach allen Seiten ausstrahlenden Scheinfüßchen, die Globigerinen unter den Foraminiferen mit ihren Schwebestacheln, viele pelagische Würmer, Wurmlarven und Krebstiere mit stark verlängerten Borsten und Beinen.

So sind in diesem Raum die entzückendsten Träume verwirklicht worden, die zartgetönten Girlanden der Siphonophoren, die wasserhellen Ketten der Salpen, die Rippenquallen mit ihren irisierenden Ruderplättchen, die Welt der Radiolarien und Medusen. Alle menschliche Phantasie wird zuschanden angesichts dieses keine Grenzen kennenden Formenreichtums, und es ist, wie wenn diesen Tieren dadurch, daß sie sich bis zum äußersten dem Wasser vermählten, das oft bis zu 99 Prozent ihrer Gewebe ausmacht, alle irdische Schwere genommen worden wäre.

Selbst die Erfindung des an der Oberfläche treibenden Floßes ist von einigen Meeresbewohnern gemacht worden. Die amethystblaue Siphonophore Velella wird selbst zum Fahrzeug und setzt diesem ein aus dem Wasser ragendes, mit Luftkammern gefülltes Segel auf. Eine Schnecke, Janthina, aber baut sich das tragende, ebenfalls von Luft durchsetzte Floß aus dem erstarrenden Schaum des Sekretes ihrer Fußdrüsen, läßt sich, an ihm verankert, samt ihrem hübschen, veilchenblauen Gehäuse treiben und klebt auch ihre Eier an diesen seltsamen Nachen. Beiden kann ihre Schläue freilich auch zum Verderben werden, denn heftige Stürme werfen sie oft zu Tausenden ans Ufer, wo sie dann hilflos vertrocknen müssen.

Eine Welt völlig anderer Gestalten und Gewohnheiten ist in der Brandungszone entstanden. Man möchte ja kaum glauben, daß es auch dort, wo Menschen und menschliche Fahrzeuge an den Felsen zerschellen würden, Spezialisten gibt, die hier zu leben und sich fortzupflanzen vermögen. Beträgt doch zum Beispiel die Stoßkraft der Brandung an der Nordseeküste bis zu 15 Tonnen auf den Quadratmeter! Freilich sind es verhältnismäßig wenige Tiere, die solchem Anprall widerstehen können; aber dafür kommen sie unter Umständen in gewaltiger Massenentfaltung vor. Schnecken, gewisse festsitzende Krebstiere und manche Seeigel sind hier die Meister. Die Patellen bergen ihren Leib unter einer flachen, napfförmigen Schale, die in ihrer Gestalt jeweils dem Relief der Unterlage so genau angepaßt ist, daß sie genötigt sind, nach kurzen Exkursionen, die dem Abweiden der umgebenden Algen dienen, immer wieder an die gleiche, guten Halt bietende Stelle zurückzukehren. Ihre Kriechsohle aber ist zu einer breiten Haftfläche geworden, die einem Zug von 4 Kilogramm auf einen Quadratzentimeter Widerstand leisten kann. Im Verein mit ihnen leben die Seepocken oder Balaniden, denen der Laie die Krebsnatur niemals ansehen würde, nachdem sie ein allseitig schließendes Kalkskelett gebildet haben und dieses fest auf die Unterlage kitten. Seeigel bohren unter Umständen tiefe Löcher in die Uferfelsen und saugen sich mit Hunderten von Füßchen in ihnen fest. Ja manche unter ihnen haben die Stacheln in gedrungene, fest aneinanderschließende Platten gewandelt und trotzen, einem Stahlhelm ähnlich geworden, der Brandung. Manche Schwämme und Würmer, vor allem aber Muscheln scheiden Säuren aus und vermögen sich in die festesten Felsen einzubohren. So ist in diesem Raum kein Platz für spielerische Phantasie und anmutige Gestalt. Alles ist vielmehr auf Schutz und Trutz und die Lösung des einen vitalen technischen Problems eingestellt.

Aber wenig entfernt, in mäßiger Tiefe und vom Boot zu erspähen, neigen sich wieder im nur leise bewegten Wasser wie Birken im Winde weißliche, dunkelviolette oder orangefarbene Gorgonien und spielen bunte Fische zwischen ihnen und den zartesten Algen.

All diese Formen eindeutig zu beschreiben und zu unterscheiden, ihren feineren und feinsten Bau zu erfassen, ihre Fortpflanzungsweise und Entwicklung klarzulegen, die Leistungen ihrer Organe zu studieren und ihren wechselseitigen Beziehungen und ihrer Verbreitung nachzuspüren, ist die nie ein Ende findende Aufgabe des Zoologen. Und doch steht hinter all diesen Fragen noch ein ungleich größeres Problem, denn das Meer ist ja nicht nur der Lebensraum solch unermeßlicher Formenfülle, sondern zugleich die Geburtsstätte jeglichen Lebens auf unserer Erde. In seinem Schoß muß einst, als das trockene Land noch vegetationslos und lebensfeindlich war, in vorkambrischer Zeit dieser wohl ewig Geheimnis bleibende Schritt vom Unbelebten zum Belebten getan worden sein, und alles, was heute in ihm lebt, muß in Hunderten von Millionen Jahren aus jenen ersten Keimen geworden sein. Erst in später Stunde ward dann von wenigen, besonders anspruchslosen Pionieren, welche die Barriere des brackigen Wassers zu durchbrechen verstanden, die im Vergleich zur marinen so arme Süßwasserfauna begründet. Was bedeuten die wenigen Schwämme, Würmer, Mollusken, Polypen und Medusen unserer Flüsse und Seen gegen ihre große Verwandtschaft im Meer! Dabei sind sie vielfach recht kümmerlich geworden, und es ist, wie wenn so manche von ihnen in dem neuen Bereich nicht recht gedeihen könnten und ihrer alten Heimat nachtrauerten. Alles erscheint nun nüchterner und phantasieloser. Auch die Gewohnheit, solche zarte Schwebelarven, wie sie das marine Plankton erfüllen, zu bilden, haben sie fast alle aufgeben müssen, und es erscheint daher um so rührender, wenn etwa Süßwasserschwämme und Moostierchen daran festgehalten haben und die sich in einem mit Nährflüssigkeit gefüllten Kokon entwickelnden Regenwürmer des Komposthaufens ein Stadium durchlaufen, das in diesem Brei rotiert und dabei deutliche Erinnerungen an die einst frei im Meer schwimmenden Larven ihrer Ahnen zeigt! Viele andere Gruppen aber, wie die Radiolarien und Foraminiferen, alle Echinodermen, die Seeanemonen, Rippenquallen, Siphonophoren und Korallen, die herrlichen pelagischen Schnecken, haben die Abneigung gegen das Süßwasser niemals überwinden können und machen damit die marine Fauna so ungleich reichhaltiger.

Noch sind kaum hundert Jahre verflossen, daß ihre wissenschaftliche Erforschung einsetzte; zahlreiche ihr dienende Forschungsstätten sind an allen Meeren entstanden, berühmte Expeditionen haben Schätze nach Hause gebracht, die in monumentalen Reihen bearbeitet wurden, und ein unübersehbares Schrifttum hat sich angehäuft, aber die Fülle der Probleme, die sich an die marine Tierwelt knüpfen, ist dadurch nicht geringer geworden. Sie ist und bleibt in ihrer Uferlosigkeit unheimlich und beglückend zugleich, wie das Meer selbst.

Pinienallee bei Saint-Tropez. Photo Leni Willimann ►

Folgende Doppelseite, links: Haratin-Frau aus dem Hoggar. Photo Peter Werner Häberlin

Rechts: Eine Malteserin handelt in den Straßen von Tunis mit Spitzen. Photo Hans Steiner

SPANISCHE IMPRESSIONEN

Von WALTER GENTSCH

Flink wie eine Ziege klettert Luis vor mir den Hügel hinauf. Oben weht ein kalter Wind vom Mont Sant, hier Mosiá genannt, herüber. Wir setzen uns dicht unter die Mauer des verfallenen Wachtturms und wärmen uns in der kargen Märzensonne.

«Wir Spanier sind alle geliefert — *estamos fritos*», sagt er. Die Stunde des offenen Redens war gekommen. Der Ort war günstig: niemand konnte uns belauschen; zu unsern Füßen das große Fischerdorf P., irgendwo an der Küste zwischen Tarragona und Valencia, dahinter das offene Meer. Kein Segel war zu sehen; die Fischer hatten sich das Wort gegeben, wegen des starken Windes heute nicht auszufahren.

Und wieder die alte, ungeduldige Klage über Unterdrückung, Not, Hoffnungslosigkeit und Ohnmacht. Luis hatte versucht, die jüngeren Leute seines Heimatortes aus dem dumpfen Einerlei ihres Daseins aufzurütteln. Er hatte Vereine für Schachspieler, Tischtennis, Vorträge und Diskussionen gegründet; dazu leitete er selber eine kleine Leihbibliothek. Auf seinem Bücherbrett stand ein mehrbändiger juristischer Ratgeber, mit der Post empfing er Unterricht im Anlegen und Betrieb einer Hühnerfarm. Im Erdgeschoß seines kleinen Hauses hatte er einen Laden für bunte Stoffe und Teppiche eingerichtet. Dort saß seine junge Frau Tag für Tag, die Füße auf dem kalten Steinboden (die Teppiche blieben zum Verkauf ausgestellt oder an die Wand geheftet), und stopfte, für fünf Pesetas das Paar, die Nylonstrümpfe ihrer Nachbarinnen.

Mit etwas Glück ist Luis in zehn Jahren einer der wohlhabendsten Bürger von P.; einer der beliebtesten ist er schon heute. Solcher Tüchtigkeit beugen sich schließlich die Gleichgültigkeit — und die Tyrannei.

•

Letzten Dienstag starb ein erst achtundzwanzigjähriger Fischer nach kurzer Krankheit. Seine Barke liegt unbenützt im Hafen, mit einer gelben Flagge auf Halbmast. Vier seiner Kameraden trugen heute den Sarg auf den Schultern von der Kirche zum Friedhof. Dem Zug voran schritten der Geistliche und seine Helfer. Hinter dem Sarg folgte fast das ganze Dorf. Zuerst die Männer im Sonntagsstaat, dann die Frauen und Mädchen, Hunderte müssen es gewesen sein. Meistens waren es jüngere Menschen. Die Glocken läuteten vom Kirchturm. Ich sah die blonde Pilar am Arm einer Freundin im Zug mitgehen. Beide waren schwarz gekleidet, mit schwarzer Mantilla. Sie lächelte mir zu. Später sagte sie mir, das ganze Dorf nehme immer an Bestattungen teil, besonders wenn der Verstorbene noch jung gewesen war.

Wie eine Familie hängt die Dorfgemeinschaft zusammen, und diese Nachbarlichkeit ist stärker als der Unterschied zwischen Arm und Reich, Gebildet und Ungebildet. Selbst in der Großstadt Barcelona leben die untersten Schichten nicht so getrennt vom Mittelstand, wie das bei uns oft vorkommt. Und es ist nicht nur südliche Exuberanz, wenn alle möglichen Leute sich schon nach kurzer Bekanntschaft duzen, auf den Rücken klopfen, zum Essen einladen. Es entstammt alles der natürlichen Herzlichkeit, der eingeborenen Güte des Volkes.

•

Früh um drei widerhallen Rufe in der Straße. Ein Fischer weckt im ganzen Quartier seine Kameraden. Klar und schön geformt steigt die Stimme auf: «Ramón — alza!» Und ein paar Häuser weiter: «Juan — alza!» Mit einer langen Pause zwischen Namen und «steh auf!», das letzte «a» gedehnt und doch voll Energie.

Noch in der Nacht steuern sie zum Fischfang hinaus. Einige Boote sind mit Petrolmotoren ausgerüstet, aber alle sind Segler. Sie haben einen stämmigen, hohen Mast, der, wenn das Boot im Hafen liegt, sonderbar nach vorn geneigt ist, wie die Hörner einer stoßenden Geiß.

Spät am Nachmittag läuft eine Barke nach der andern um die Spitze der langen Mole wieder in den Hafen ein. Auf der Quaimauer steht der bewaffnete Zollwächter in dunkelblauer Uniform und schaut scheinbar zerstreut zu. Denkt er an seine Pflicht? Daß kein fremdes Boot mit Schmuggelware aus Tanger mit der Flottille hereinkommt? Daß die Fischer von P., die alle durchtriebene Katalanen sind, ihn, den Kastilianer, vielleicht hinters Licht führen? Oder hängt er Wunschträumen nach? Daß er während seines nächsten Urlaubs in Barcelona schöne Frauen haben werde, oder daß er eine reiche Witwe heiraten und den lästigen Dienst quittieren könne?

Schon sortiert in flachen Weidenkörben, werden die toten Fische und die sich noch krümmenden Langusten ans Ufer getragen. Häßlichere Geschöpfe habe ich nie gesehen. Die älteren Männer oder die Frauen bringen die Körbe und Kisten in die Markthalle und warten auf die Händler. Ein runzliger alter Fischer nimmt einen *langustino* aus dem Korb und hält dem Zöllner und mir das an seinem gefächerten Ende bunt schillernde Tier vor die Augen. «Sehen Sie die Farben auf dem Schwanz? Es sind die Farben der republikanischen Fahne. Ganz deutlich zu erkennen.» Der Zöllner tut, als hätte er nichts gehört.

•

Unterdessen ziehen sich die Burschen für den abendlichen Ausgang um, gießen sich Oel auf das glänzende schwarze Haar und schlendern in Gruppen singend und rufend zum Dorfplatz. Aber ist das ein Dorfplatz? Er sieht so nüchtern und phantasielos aus wie ein Fußballfeld. Zwar groß gedacht in den Ausmaßen, als sei er von jemand entworfen, der sich die rechtwinklige Planung des modernen Stadtteils von Madrid zum Vorbild genommen habe. Woher nur haben die Spanier diesen Hang zum Klotzigen, Vierkantigen, dieses Schwelgen in Raum und Fläche, diesen Genuß der abstrakten Qualitäten von Würfel und Ebene? Es paßt irgendwie zu ihrem harten blauen Himmel und zu den weiten, kahlen Bergen. Es paßt auch zu den einheimischen Möbeln, die mehr auf Repräsentation als auf Brauchbarkeit gearbeitet scheinen. Es paßt zu den Salons, wo die Stühle steif an der Wand stehen und ein schwerer Glaslüster wie eine kristallene Wolke über der hochpolierten Tischplatte hängt. In den Vitrinen glänzt Silberbesteck, an den Wänden hängen Miniaturen in viel zu breiten Rahmen aus schwarzem Holz. Die Zimmer haben kühle Steinfliesen wie Säle, und die Balkone geschwungene Brüstungen wie Logen im Theater.

Der Kontrast zur Armut, zur Entblößung des Lebens von allen Annehmlichkeiten wirkt schier unerträglich. In den Städten halten zerlumpte Arbeiter auf dem Trottoir liegend ihre Mittagsruhe; am Rand fast jeder Ortschaft hausen Menschen in Höhlen; in den Straßen wird man an der Kehle gepackt von den Gerüchen nach schlechtem Olivenöl, faulen Fischen, Eselmist und Kellerluft; überall wimmelt es von Kindern. Die Frauen aus den ärmeren Vierteln holen das Wasser am Brunnen und tragen es in großen, schön geschwungenen Bottichen an die Hüfte gepreßt nach Hause. Statt Haustüren hängen alte, braune Fischernetze über der Schwelle, und die Gassen sind laut von rauhen, in leidenschaftlichem Ton geführten Gesprächen.

Abschied an Bord des Auswandererschiffes «MS Australia» im Hafen von Genua. Photo Walter Studer, Bern

Nichts Peinlicheres für einen Gast, als an einem Familientisch zu sitzen, an dem gestritten wird. Dieses unangenehme Gefühl kann der Fremde in Spanien nicht vermeiden. Auch wenn man von der Politik nichts wissen will, so kann man nicht gelassen bleiben bei der Nachricht, daß fünf Mitglieder einer illegalen Arbeitergewerkschaft in Barcelona hingerichtet wurden. Man ist empört, daß Rede- und Versammlungsfreiheit hier nicht existieren. Das Volk ist nicht glücklich. In Madrid verdächtigt einer den andern, ein Schmarotzer oder Schwarzhändler zu sein; in Katalonien beklagt man sich über die Einmischung durch Madrid, wie die Welschschweizer sich über «Bern» beklagen, nur haben die Katalanen tausendmal mehr recht. Die Franco-Witze schießen ins Kraut, und der Klerus versucht, die Not durch noch mehr Religion zu lindern.

Aber die Anziehungskraft dieses Landes überwiegt alle Bedenken. Wir lieben Spanien nicht, weil es heute für den Touristen das billigste Land in Europa ist. Regierungen kommen und gehen, Geldwährungen fallen im Wert und steigen wieder. Aber die Seele des spanischen Volkes hat damit nichts zu tun. Wir lieben sie, wie man eine Frau liebt, wegen ihrer Schönheit und ihrer Tugend. Und vielleicht ebensosehr wegen ihrer Fehler.

DIE HERRIN DES HAUSES

Von FRANCISCO ACEBAL

Jeden Morgen beim Betreten des Büros fand Virgilio Ozores die Korrespondenz sauber aufgeschichtet auf seinem Schreibtisch vor, so daß der Stoß Post immer der gleiche zu bleiben schien, als hätte man die Briefe vom vorhergehenden Tag von neuem hingelegt. Und während er die Umschläge mit dem feinen Silbermesser öffnete, schien ihm, als wiederhole sich auch der Inhalt der kurzen, nach dem stets gleichen, trockenen Schema geschriebenen Briefe.

Als Virgilio an jenem Morgen sein Büro betrat, sah er, daß der oberste Brief anders war als alle bisher erhaltenen. Jedenfalls kam es ihm so vor. Denn es ist sicher, daß ein Briefumschlag schon etwas über den Inhalt aussagt. Verlockt von dem bittersüßen Geschmack der Ueberraschung, verschob er die Lektüre dieses obersten Briefes bis an den Schluß, und selbst bevor er ihn öffnete, drehte er ihn noch unschlüssig zwischen den gepflegten Fingern — den Fingern eines Mannes, der auf sich hält.

Die eleganten, wenn auch eckigen und fast kindlichen Schriftzüge auf dem blauen Papier ließen auf eine weibliche Hand schließen. Ozores suchte als erstes die Unterschrift; der schwungvoll und mit Noblesse hingesetzte Namenszug lautete: Catalina Norris. Mit einer gewissen Eitelkeit ließ er blitzschnell alle süßen und stürmischen Erinnerungen seiner Jugend, die schon ein wenig fern lag, an sich vorüberziehen: keine rief ihm diesen Namen ins Gedächtnis.

Er las:

«Geehrter Herr! Auf der Suche nach einem Landhaus, in dem ich mich einige Monate in Einsamkeit und Stille aufhalten kann, bin ich heute auf Bettienea gestoßen, den ebenso vornehmen wie verlassenen Wohnsitz, den Sie in den Unteren Pyrenäen ihr eigen nennen. Die einsilbigen Wächter konnten mir nur den Namen und die Adresse des Eigentümers geben, den sie anscheinend noch nie zu Gesicht bekommen haben. Ich hoffe, Sie werden so liebenswürdig sein, mir ausführlichere Angaben zu machen für den zweifelhaften Fall, daß Sie mir diese düstere Residenz vermieten wollen. Wenn das so ist, lassen Sie mich bitte den Preis und Ihre Bedingungen wissen.»

Virgilio Ozores ließ den Blick durch sein Büro schweifen, das das eines reichen Reeders war: über die Gestelle aus poliertem Mahagoni, die mächtigen, tiefen Armsessel aus rotem Leder, die niedrige, mit Stuckarbeit verzierte, sich in dem Glanz des getäfelten Bodens spiegelnde Decke. Es war ein Raum, der Erinnerungen an Schiffe weckte; sogar der Duft des Holzwerks und des Leders war der einer Kajüte. An den Wänden hingen vier große eingerahmte Photographien von vier mächtigen, die Wellen teilenden Schiffen: den besten Schiffen seiner Flotte. Er fand, dieser mit so viel Geist und Anmut geschriebene Brief dürfe nicht durch den Sekretär beantwortet werden, und entwarf selbst eine Antwort in dem gleichen, ungezwungenen Ton, plus einer Spur von Galanterie.

Er schrieb rasch, wie ein in brieflichen Feinheiten erfahrener Mann:

«Gnädige Frau! Wenn Sie mein Gut Bettienea so völlig vernachlässigt vorgefunden haben, so sagen Sie sich, daß die Schuld nicht so sehr die meine ist, wie die Ihre, die Sie bisher nicht daran gedacht haben, es aus seiner Verlassenheit aufzustören. Aus sentimentalen Gründen, die Sie verstehen werden, kann ich dies alte Haus meiner Ahnen, die ich verehre, nicht vermieten; wenn Sie es jedoch gern bewohnen möchten, habe ich die Ehre, Ihnen seine Verfallenheit, Einsamkeit und Stille anzubieten. Drei Vorzüge, für die ich keinen Preis ansetze, da sie keinen Marktwert besitzen. Passen Ihnen diese Bedingungen, genügt ein Telegramm als Zusage.»

Catalina Norris bekam diese Antwort in ihrem Hotelzimmer in Biarritz. Beim Lesen huschte ein kaum sichtbares Lächeln über ihre Lippen. Es war schwer zu sagen, was an dieser Geste Ernst, was Scherz daran war, was Widerstreben und Gleichgültigkeit. Von der vom Meer herüberwehenden Brise erfrischt, betrachtete sie, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, den Briefkopf, als wäre dort eine Deutung des Briefes zu finden; ein stolz und unter viel Rauchentwicklung auf unwahrscheinlich bewegter See fahrendes Schiff. Sie glaubte die gleiche großartige Geste des Briefes in dem Briefkopf wiederzufinden, als wäre dieser ein unbestimmtes Symbol für ihren Korrespondenten.

Sie stand auf, um einen Notizblock und einen Bleistift zu holen:

«Annahme ohne Preis unmöglich», schrieb sie. «Vier Monate zu tausend Pesetas monatlich. Wenn einverstanden, genügt Telegramm.»

Auf der Terrasse ihres Zimmers, im Licht des Mondes, der die schöne Küste von Biarritz in Silberglanz tauchte, las Catalina wenige Stunden später folgende Antwort:

«Einverstanden. Ueberweist Monatspreis den guten Klosterfrauen des Waisenhauses von Notre-Dame-des-Roches.»

Diese kurzen Worte stellten die Deutung des Briefkopfs richtig, fast als hätte sich das wilde Vorwärtsdrängen des Schiffes gelegt und als gleite es nun nicht über ein bewegtes Meer, sondern über einen See. Der Brief verwandelte sich in einen Beweis großzügiger Galanterie, das Telegramm zeugte von der Höflichkeit eines vorsichtigen Mannes.

«Was für ein Mensch das wohl ist?» dachte Catalina. Eine ähnliche Frage, wie sie sich Virgilio Ozores beim Aufsetzen seiner Antwort gestellt hatte.

Nicht mit müßiger Neugier, sondern mit leidenschaftlich forschender Anteilnahme begann der Reeder sich wieder mit jener Frau zu beschäftigen, als er wenige Tage später den folgenden Brief erhielt:

«Herr von Bettienea: Da Sie nicht das Vergnügen haben, mich zu kennen, wissen Sie nicht, daß ich eine etwas wunderliche und ziemlich lästige Mieterin bin. Das erste werden Sie schon bemerkt haben; das

zweite werden Sie gleich sehen. Ich bin sicher, daß Sie, wenn die vier Monate unseres Vertrages abgelaufen sind, meiner überdrüssig sein — und mich vor die Tür setzen werden. Da ich aber hier die geschäftige Einsamkeit genieße, die ich ersehnt habe und brauche, möchte ich durch die Bitte um Verlängerung des Vertrages für weitere vier Monate einer Kündigung vorbeugen. Ich sehe voraus, daß, wenn Sie meine Anhänglichkeit an das Haus Ihrer Ahnen feststellen, Sie mich für eine Frau von schlechtem Geschmack halten werden, die versessen genug auf das Haus ist, daß man ihr den Mietpreis verdoppeln kann. Ich erspare Ihnen den Schmerz, mich auszubeuten und die Unannehmlichkeit, es mir mitzuteilen: mein treues Faktotum John wird jeden Monat den mildtätigen Klosterfrauen des Waisenhauses von Notre-Dame-des-Roches 2000 Pesetas übergeben.

Nach Erfüllung dieser Bedingung, die Sie mir so unüberlegt stellen, kommen wir zu der Bedingung, die ich Ihnen auferlege, es ist diese: Weitgehende und volle Freiheit, auf Ihre Kosten und nach meinem Geschmack dieses Palästchen, für das Sie anhängliche Verehrung und skandalöse Nichtachtung hegen, instand zu setzen. Verzeihen Sie meine Offenherzigkeit: Von der Verehrung schreiben Sie in Ihrem Brief; auf die Nichtachtung schließe ich daraus, daß die Wächter den Besitzer in zwanzig Jahren nicht einmal zu Gesicht bekommen haben.

In der Tat verrät alles hier, vom Aussehen des Parks bis zu dem der kleinsten Dinge des täglichen Gebrauchs, daß zwei Generationen über die Welt gegangen sind, seit ein Herr von Bettienea den Torbogen durchschritten hat. Jene Generationen haben etwas versäumt — ich dagegen muß dankbar für die Achtlosigkeit sein, die mir das Geschenk dieses Wohnsitzes verschafft, in dem sogar die Bäume die Patina jahrhundertelanger Verwahrlosung tragen. Ich hüte mich wohl, sie zu entfernen: sie paßt zu dem Zustand meines Herzens, über das das Leid und die Jahre ebenfalls ihre Patina gelegt haben. Ich lasse mir diese melancholischen Worte entschlüpfen, damit Sie wissen, daß Sie mit einer Dame mit schönem, ganz weißem Haar korrespondieren. Aber! Um Gottes willen erhöhen Sie mir den Preis nicht weiter!

Die Arbeiten und Reparaturen, die ich benötige, sind Verbesserungen des Grundstücks, das, um bewohnbar zu sein, unbedingt dem heutigen Leben angepaßt werden muß; denn ich kann Ihnen versichern, daß es gegenwärtig in Reifrock und Perücke steckt. Also: Einbau von einem Badezimmer für mich, wie es sich gehört. Und eines zweiten für den reinlichen John, wie es sich ebenfalls gehört. Den düsteren Schuppen in eine helle, geräumige Garage umbauen: denn mein Chauffeur liegt mir in den Ohren. Elektrisches Licht legen: die Valcarlos-Leitung führt nur zwei Kilometer von hier vorüber. Scheiben in die auf den Fluß gehende Galerie einsetzen... Ja, ja, ich kann mir denken, daß Sie nicht wissen, daß es hier eine Galerie gibt und einen Fluß. Und eine schöne Aussicht; aber man sitzt, sobald der Herbst kommt, wie in einem Hafen. Die Terrasse mit Platten auslegen. Und nicht zuletzt: Heben, was fällt; stützen, was zusammenbricht. Was den Park betrifft: Viel lichten und später einen gründlichen Baumschnitt vornehmen.

Die Erlaubnis sollte sich auf andere Kleinigkeiten erstrecken, die mir einfallen könnten. Vom Anstreichen rede ich gar nicht; vier Maler sind schon an der Arbeit. Ich lasse ein blasses Blau dominieren, das, nach dem Wimpel des Schiffs auf dem Briefkopf zu schließen, die Farbe des Hauses ist.

Mit diesen Verbesserungen modernisiere ich den Landsitz und vergrößere seine Bequemlichkeit, ohne daß er aufhört, verehrungswürdig zu sein. Ebenso wie ich die größte Verehrung für die Toten hege, die hier ruhen. Zum Beispiel gibt es ein feierliches Schlafzimmer, mit einem geschnitzten, ehrfurchtgebietenden Bett; ich habe mich gehütet, mich dort zu installieren; ich betrete es wie ein Heiligtum. Ich bin sicher, es ist das Ihrer Ahnen gewesen. Ich unterstehe mich auch nicht, an den Uhren — welche schöne Stücke sind darunter! — die Gewichte zu bewegen. Mögen sie stillstehen und die ferne Stunde weisen, in der alles Leben dieses Hauses stillstand. Es gibt hier Meißner Schokoladetassen, die mich nur wegen des Vergnügens, sie mit den Lippen zu berühren, verführt haben, allabendlich Schokolade zu trinken. Natürlich revanchiere ich mich hinterher für den köstlichen Genuß. Um sie nicht bezahlten und unvorsichtigen Händen anzuvertrauen, wasche ich sie selbst, mit Händen, denen ich die matte Blässe habe erhalten können, die sie... vor, nun...? zwanzig Jahren berühmt gemacht haben. Hände, die tatsächlich würdig sind, Porzellan zu manipulieren: letzte Schönheit einer menschlichen Ruine. Auch in die kleine Kapelle bin ich, mit sämtlichen Waffen gegen den Schmutz ausgerüstet, wie ein Küster am Vorabend eines Kirchenfestes, eingetreten. Und nun betrete ich den sauberen, strahlenden Raum alle Tage, um die silberne Lampe zu entzünden, die zweifellos um die gleiche Stunde erloschen ist, in der die Uhren stillstanden. Ich zünde sie an und bete. Ich bete in Ihrer Kapelle für die alten Herren von Bettienea, weil mir scheint, niemand tut es für sie.»

Unter der aristokratischen Unterschrift war noch ein Postskriptum:

«Ich schreibe ausführlich, weil ich viel Zeit habe und weil das Leid des Lebens mich ein wenig zum Schriftsteller gemacht hat.»

Der Reeder begann vier Antwortbriefe; aber keiner war nach seinem Geschmack. Alle vier hatten etwas irgendwie Kitschiges, und die größte Schwierigkeit lag in der Unsicherheit, ob seine Mieterin eine junge Frau war, wie ihr Geist verriet, oder tatsächlich eine ergraute Dame. Wenn auch sehr geschickt im Umgang mit Frauen, sah er nichts, was das Rätsel lösen konnte. Er war nah daran, Nachforschungen durch die Wächter anzustellen; aber die Plumpheit des Vorgehens stieß ihn ab. Das sicherste Zeichen war der jugendliche Schwung der Briefe — alles andere war Verstellung, subtile Koketterie. Fast machte es ihn traurig, daß die Bewohnerin von Bettienea eine junge Frau mit schönem schwarzem Haar, mit weißen, aristokratischen Händen sein sollte. Ozores ließ die Erinnerungen seiner Jugendzeit wie eine große dunkle Wolke an sich vorüberziehen. Sie waren voll abenteuerlicher Heiterkeit — im Gegensatz zu dem jetzigen eintönigen Dahinfließen seines Lebens in dem Küstenort, dessen einzige Abwechslung darin bestand, die Dampfer ankommen und abfahren zu sehen. Ozores hatte Stunden der Sehnsucht, in denen aus der Tiefe seiner Seele ein rebellischer Funke nicht ganz erloschener Jugend schlug, und in einer solchen melancholischen Stimmung schrieb er schließlich seine Antwort:

«Gnädige Frau und Bewohnerin von Bettienea: Reparieren Sie den Verfall meines Hauses nach Ihrem Geschmack. Wie sehr ist es zu beneiden, daß sein Verfall repariert werden kann. Und von was für Händen! Händen, denen ich noch zwanzig Jahre Blässe und Ruhm wünsche und die ich mit all der Ehrfurcht küsse, wie sie einem Mann in den Fünfzigern ansteht.

Wenn Sie, die Sie so zuversichtlich glauben, ein altes Haus verjüngen zu können, wissen, wie man die Seele des alten Hausherrn verjüngen kann, und es mir sagen, bin ich bereit, die Miete um die Hälfte zu verringern. Bis dahin finde ich es sehr richtig, daß Sie den armen Klosterfrauen jeden Monat die 2000 Pesetas übergeben. Und nicht eine weniger! Und die Reparaturen gehen auf mein Konto und nach Ihrem Geschmack; wogegen die andre Verjüngung, falls sie möglich ist, auf Ihr Konto und nach meinem Geschmack sein soll.»

Catalina hatte ein unbestimmtes Gefühl der Bitterkeit beim Lesen dieser Antwort. Es war offensichtlich, daß der Reeder die Weiße ihrer Haare nicht bezweifelt hatte und sich darum als abgekämpfter Fünfziger ausgab, was eine galante, aber letzten Endes etwas deprimierende Lüge war. «Die etwas romantische Uneigennützigkeit des Besitzers von Bettienea», dachte die Norris, «ist keine Blüte, die aus der Dürre der Fünfzigerjahre wächst: sie ist der Impuls eines jungen Menschen.» Und sie fuhr von Mal zu Mal fort, ihm zu schreiben wie einem Mann in voller Jugend. Und er antwortete ihr wie einer jungen Frau.

Der Briefwechsel wurde schließlich zu einem süßen Wechselgespräch zweier alter Freunde, die die gleiche verfeinerte und liebenswürdige Lebensauffassung haben. Für sie bedeuteten Ozores' Briefe — und mehr noch als das Empfangen das Beantworten — ein Beschäftigtsein des Herzens, das ihre Einsamkeit milderte.

Fortsetzung Seite 50

SONNENTAG IN ALGERIEN

Von ALBERT CAMUS

Im Frühling wohnen Götter in Tipaza, und Götter reden aus der Sonne und dem Duft des Wermuts, dem Silberharnisch des Meers, dem ungebrochenen Blau des Himmels, den blumenüberwachsenen Ruinen und dem zwischen den Steinhaufen sprudelnden Licht. Zu gewissen Stunden ist das Land schwarz vor Sonne. Die Augen suchen vergebens mehr zu erhaschen als die Tropfen von Licht und Farbe, die am Rand der Wimpern zittern. Der satte Geruch der würzigen Pflanzen reizt die Kehle und nimmt den Atem in der wahnwitzigen Hitze. Kaum kann ich im Hintergrund der Landschaft die schwarze Masse des Chenoua erkennen, der, aus den Hügeln um das Dorf emporwachsend, sich in unaufhaltsam schweren Wellen vorwärtswälzt, um schließlich im Meer zu versinken. Wir kommen durch das Dorf, das sich auf die Bucht öffnet. Eine goldne und blaue Welt nimmt uns auf, erfüllt vom herben Klagelaut der duftenden Sommererde Algeriens. Ueberall rankt blaurosa Bougainvillea über die Mauern der Landhäuser: in den Gärten blüht noch blaßroter Eibisch, eine Fülle von sämig dicken Teerosen und zarte Rabatten hoher, blauer Schwertlilien. Alle Steine sind heiß. Wie wir aus dem dottergelben Autobus steigen, machen die Metzger die Morgenrunde in ihren roten Wagen, und das Tuten ihrer Trompeten ruft die Einwohner herbei.

Links vom Hafen führt eine Treppe aus aufeinandergeschichteten Steinen durch Mastixbäume und Ginster zu den Ruinen. Der Weg führt an einem kleinen Leuchtturm vorbei und taucht dann hinunter ins offne Land. Schon am Fuß des Leuchtturms wachsen dicke, fette Pflanzen mit violetten, gelben und roten Blüten bis hinunter zu den Felsen, an denen das Meer emporleckt mit dem Geräusch von Küssen. Aufgerichtet in der leichten Brise, unter der Sonne, die nur eine Seite unseres Gesichts wärmt, sehen wir das Licht vom Himmel strömen, das faltenlose Meer und das Lächeln seines schimmernden Schaums. Bevor wir das Reich der Ruinen betreten, sind wir ein letztes Mal Betrachter.

Wie viele Stunden habe ich damit verbracht, Wermut zu zerdrücken, Ruinen zu streicheln, zu trachten, mein Atmen dem stürmischen Seufzen der Welt anzupassen. Eingetaucht in die wilden Düfte und das Konzert der schläfrigen Insekten, öffne ich die Augen und mein Herz der übermächtigen Größe dieses von Hitze gesättigten Himmels. Es ist nicht so einfach, zu werden, was man ist, und sein tiefstes Maß zu finden. Aber wenn ich den festen Kamm des Chenoua betrachtete, wurde mein Herz ruhig in seltsamer Gewißheit. Ich lernte atmen, ich ordnete mich ein und fand Erfüllung. Einen nach dem andern erstieg ich die Hügel, deren jeder eine Belohnung barg wie jener Tempel, dessen Säulen den Lauf der Sonne messen und von dem aus man das ganze Dorf überblickt, seine weißen und rosa Mauern und seine grünen Veranden...

Hier verstehe ich, was man Seligkeit nennt: das Recht, ohne Maß zu lieben. Es gibt nur eine einzige Liebe auf dieser Welt. Einen Frauenleib umarmen, heißt auch jene unbegreifliche Freude an sich pressen, die vom Himmel zum Meer herniederströmt. Gleich jetzt, wenn ich mich in den Wermut werfe, um meinen Leib mit seinem Duft zu tränken, werde ich mir bewußt sein, daß ich allen Vorurteilen zum Trotz eine Wahrheit verwirkliche, welche die Wahrheit der Sonne ist und auch die meines Todes sein wird. In gewisser Weise ist es wirklich mein Leben, um das es hier geht; ein Leben mit dem Geschmack von warmen Steinen, voll von den Klagelauten des Meeres und der Grillen, die jetzt anfangen zu singen. Die Brise ist frisch und der Himmel blau. Ich liebe dieses Leben und will in Freiheit davon sprechen: es macht mich stolz auf mein Menschentum. Man hat mir oft genug gesagt: es gibt keinen Grund, stolz zu sein. Und doch sind das Gründe: diese Sonne, dieses Meer, mein vor Jugend hüpfendes Herz, mein Körper, der nach Salz schmeckt, und diese ungeheure Umwelt, in der sich Glanz und Zärtlichkeit in Gold und Blau begegnen. Dies zu gewinnen, muß ich meine Kräfte und meine Fähigkeiten aufbieten. Alles hier läßt mich ganz, ich gebe nichts von mir hin, ich setze keine Maske auf: ich lasse mir daran genügen, geduldig die schwere Wissenschaft vom Leben zu lernen, die alle eure Lebensart aufwiegt.

Kurz vor Mittag kehrten wir aus den Ruinen zurück in ein kleines Café am Hafenufer. Während der Kopf noch von dem Klang der Sonne und der Farben dröhnte, war es gut da einzutreten, in den Raum voller Schatten und das große Glas grüner, eisgekühlter Pfefferminze zu schlürfen. Draußen liegt das Meer und die von Staub glühende Straße. Am Tisch sitzend, suche ich zwischen den schlagenden Wimpern das vielfarbige Flimmern des weißglühenden Himmels festzuhalten. Mit schweißnassen Gesichtern, aber kühlen Körpern unter der leichten Leinwand unserer Kleider, überlassen wir uns ganz der seligen Mattigkeit dieses Tages der Verschmelzung mit der Welt.

Ich bin nie länger als einen Tag in Tipaza geblieben. Es kommt immer ein Augenblick, da man eine Landschaft zu oft gesehen hat, auch wenn es sehr lange braucht, bevor man sich an ihr satt sieht. Berge, Himmel und Meer sind wie Gesichter, deren Oede oder Herrlichkeit man durch Betrachten und nicht durch Sehen entdeckt. Aber jedes Gesicht muß sich erneuern dürfen, um beredt zu sein. Wir beklagen uns, daß wir zu rasch gelangweilt sind, während wir staunen sollten, daß die Welt uns neu erscheint, nur weil wir sie vergessen hatten.

Gegen Abend ging ich zurück in einen gepflegteren, als Garten angelegten Teil des Parks, am Rand der Autostraße. Beim Heraustreten aus dem Aufruhr der Gerüche und der Sonne, in der jetzt vom Abend frischen Luft, wurde der Geist ruhiger und der entspannte Körper genoß die innere Stille, die aus erfüllter Liebe kommt. Ich hatte mich auf eine Bank gesetzt. Ich sah, wie das Land sich mit dem Tage rundete. Ich war gesättigt. Ueber mir ließ ein Granatbaum seine Blütenknospen hängen, die gerundet und gerippt waren, wie geschlossene Fäustchen, die alle Hoffnung des Frühlings enthalten. Hinter mir wuchs Rosmarin, und ich roch seinen alkoholischen Duft. Die Bäume rahmten Hügel ein und weiter weg einen Streifen Meer, über dem der Himmel in seiner ganzen Zärtlichkeit ruhte wie ein aufgesetztes Segel. In mir war eine seltsame Freude, gleich der, die aus einem guten Gewissen stammt. Es gibt ein Gefühl, das die Schauspieler empfinden, wenn sie wissen, daß sie ihre Rolle gut gespielt haben. Das heißt im eigentlichsten Sinne, daß es ihnen gelungen ist, ihre Gesten und die der vorgestellten Gestalt eins werden zu lassen. Sie sind, auf bestimmte Weise, in ein im voraus festgelegtes Muster eingetreten, das sie plötzlich mit dem Schlag ihres eignen Herzens zum Leben erweckt haben. Genau das fühlte ich: ich hatte meine Rolle gut gespielt. Ich hatte meine Menschenpflicht getan. Einen ganzen Tag lang Glück gefühlt zu haben, schien mir keine außergewöhnliche Leistung, sondern zärtliche Erfüllung einer Lebenslage, die unter gewissen Umständen zum Glücklichsein verpflichtet. So finden wir eine Einsamkeit wieder — diesmal aber in der Freude.

Deutsch von Monique Humbert. Aus dem Band «Noces», 1938. Copyright Arche-Verlag, Zürich

JEZLER
ECHT SILBER

Wenn man Tafelsilber kauft, ist es wichtig darauf zu achten, daß Besteck und Großsilber (Kaffee-Teeservice, Platten, Schalen, Schüsseln etc.) im gleichen Stil sind.

Jezler macht einheitliche Tafelgarnituren.

Auch die Versicherung hat ein Herz

Großes Industrieunternehmen mit eigenem Anschlußgeleise. Bei einem Rangiermanöver auf dem Fabrikareal wird der Arm eines jungen Arbeiters derart zerquetscht, daß er amputiert werden mußte. Der junge Arbeiter klagt seine Firma durch einen Anwalt auf Schadenersatz ein. Der Anwalt forderte für seinen Klienten die damals im Gesetz vorgesehene Höchstsumme von 6000 Franken — ein bescheidener Betrag für einen verlorenen Arm! Die betreffende Industriefirma war bei der «Zürich-Unfall» gegen Haftpflichtansprüche versichert, und so hatten wir uns mit dem Fall des jungen Arbeiters zu befassen. Der leitende Schadenbeamte der «Zürich», der den Fall behandelte, erkannte sofort, daß der Arbeiter mehr hätte verlangen können: Da sich der Unfall an einer Bahnschranke zugetragen hatte, konnte er seine Ansprüche auf das Eisenbahn-Haftpflichtgesetz stützen, das im Gegensatz zum Fabrikgesetz eine Höchstgrenze nicht vorsah.

Was tat nun unser Schadenbeamte? Freute er sich, daß der Anwalt zu wenig verlangt hatte, daß die «Zürich-Unfall» weniger zahlen mußte, der junge Arbeiter um so weniger erhielt? Nein! Er ließ sich vom Worte leiten «Gerechtigkeit erhöht ein Volk, Gerechtigkeit erhöht auch eine Firma!» So telephonierte er dem Anwalt und machte ihn darauf aufmerksam, daß der junge Arbeiter eine viel höhere Entschädigung verlangen könne. Dieser erhielt demnach, was er nach Recht und Billigkeit für den verlorenen Arm beanspruchen konnte.

Der damalige Schadenbeamte — ein gewissenhafter Jurist und späterer Subdirektor der «Zürich» — durfte ruhig diesen Weg gehen. Denn, was er tat, lag ganz in jenem Geiste, in dem die «Zürich» von Anfang an geführt wurde und in dem sie groß geworden ist: im Geiste wahrer Menschlichkeit. Durch den Zusammenschluß vieler jenen zu helfen, die das Unglück trifft, das ist ja der Leitgedanke der Versicherung. Und die «Zürich» ist stolz darauf, ihn stets lebendig erhalten zu haben...

Es ist besser eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.

ZÜRICH Unfall

Fortsetzung von Seite 47

Für ihn waren die Briefe der unbekannten Dame Heraufbeschwörung von Stunden der Leidenschaft. Für beide blieb das schwere Geheimnis des Alters des andern ungelöst bestehen: wie nach stillschweigendem Uebereinkommen der Koketterie. Doch auf dem Grunde ihrer Herzen war schmerzliche Furcht, Angst vor der eindeutigen Enthüllung und zugleich der Wunsch, eine quälende Sehnsucht, der Wahrheit ins Auge zu sehen. Am Anfang enthielten die Briefe flüchtige Andeutungen an das lauernde Alter; dann ließen beide diese Andeutungen fort, überzeugt, daß der Briefwechsel eine Lüge verbarg. Jeder ahnte die Grausamkeit des fremden Betruges.

So vergingen die Sommer- und Herbstmonate; der Briefwechsel zwischen dem Reeder und seiner Mieterin wurde immer häufiger, und er war von einem unbestimmten Glücksgefühl durchdrungen, als schreibe jeder von ihnen, nicht an einen Unbekannten, sondern an ein Geschöpf seiner Vorstellung. Und die vertraute Offenheit dieser Briefe hatte etwas unbestimmt Geheimnisvolles. Sie schrieben kaum von alltäglichen Dingen; nur von Zeit zu Zeit fiel ein Wort über das Haus, das anscheinend zum Ueberwintern fast zu geräumig war; und über die Schiffe, die ankamen und abfuhren.

Eines Morgens erhielt Virgilio Ozores diesen Brief:

«Herr von Bettienea: Der Moment ist gekommen, uns zu trennen. Seltsame Trennung zweier Wesen, die niemals vereint waren. Unser Abschied soll sein, wie unser erster Gruß: ein paar sehr höfliche und ein wenig traurige Zeilen. Keine Sentimentalität, Herr von Bettienea. Suchen Sie nicht nach einem Zittern in den Schriftzügen dieses Briefes: Meine Hand ist fest, und meine Augen sind trocken. In meinem Alter... in unserem Alter zittert man nicht mehr, und weint nicht wegen einer Episode des Herzens. Nicht wahr, so ist es doch, mein Freund?

Ich hinterlasse das Haus in bester Ordnung. Ich pflücke den letzten Armvoll Herbstrosen und teile sie gleichmäßig zwischen Ihnen, dem Besitzer, den Klosterfrauen des Waisenhauses, die sie so sehr lieben, und eine Handvoll bewahre ich für mich, um den Duft dieses Hauses so weit als möglich mit mir fortzutragen.

Morgen werde ich zum letztenmal die Lampe der Kapelle anzünden. Gebe Gott, daß sie niemals erlösche.

Meine Erinnerung wird es bestimmt niemals.

Adieu alter Herr von Bettienea; adieu, zum letztenmal, mein alter Freund.»

Die Dokumente des Schiffes, das um eins in See gehen sollte, wurden nicht, wie gewöhnlich, von Ozores durchgesehen.

Beim Lesen des Briefes hatte er das Gefühl, ein Abgrund öffne sich in seinem Leben. Er ließ sofort vom Büro aus telephonisch seinen Wagen kommen, bereit, so schnell wie möglich nach Bettienea zu fahren. Er überlegte nicht: er handelte wie betäubt.

Er war schon zwei Stunden über baskische Landstraßen gefahren, als er anfing, sich zu beruhigen. Als erstes wunderte er sich über seine eigene Kopflosigkeit, gleich darauf hatte er Lust, anzuhalten, um in Ruhe die möglichen Folgen seiner Reise zu überdenken und, vor allem, zum letztenmal über das quälende Geheimnis des wirklichen Alters von Catalina Norris nachzudenken.

«Vorwärts, vorwärts!» rief er laut, als hätte er wirklich Befehl, zu halten, gegeben. Und während sie rasch die steilen Abhänge hinauf- und hinunterfuhren, blickte er in die tiefen Täler des baskischen Landes: — unter dem Nebel des Wintertages schienen ihm die Gehöfte eingefaßt von einem Strahlenkranz bäuerlichen Friedens. Er fühlte, wie die friedliche Stille auch seine Seele ergriff, so daß er sich gelegentlich dabei ertappte, daß er, ganz der ruhigen Betrachtung hingegeben, das Ziel seiner Reise vergessen hatte. Er fuhr durch Dörfer, deren verlassene Straßen ihm ein noch wohltuenderes Gefühl von Stille und Frieden gaben als selbst die Felder. Manchmal erschütterte ihn eine winzige, im Vorüberfahren erhaschte Einzelheit, ab und zu dachte er: und wenn es eine Frau im Frühling des Lebens ist?

«Um so besser, um so besser», sagte er sich mit harter Bitterkeit, um so besser, wenn sie jung ist, um so besser, je mehr Kind sie ist: so besteht keine Gefahr, daß es ein Roman wird; höchstens ein wenig dramatisch. So werde ich die heitere Befriedigung genießen, mich als einer jener ernsten Ritter zu fühlen, die eine interessante, intelligente Frau beschützen, beraten und verteidigen.

Er holte den Brief hervor und las, von der Fahrt geschüttelt: «...in unserem Alter... die letzten Herbstrosen... das Licht, das erlischt... ich werde nie vergessen... Adieu, alter Herr von Bettienea.»

Sie fuhren in eine breite Straße ein; der Chauffeur hielt an und fragte:

«Senor, wollen Sie nicht essen? Es ist drei Uhr nachmittags.»

«Ja, mein Freund, doch; ich esse, wann du willst...»

Im letzten Licht des Wintertages von kristallener Reine blickte die am offnen Kamin sitzende Norris durch die Fenster des vorderen Balkons auf die Gipfel der Pyrenäen, deren erster Schnee das tiefe Blau der Dämmerung zurückwarf. Doch der Saal wurde schon mehr von dem Kaminfeuer als vom Himmel her erleuchtet.

Eine Magd trat ein und knipste das Licht an. Catalina rief, die Augen mit der Hand bedeckend:

«Mach aus», und blickte wieder in die flackernde Glut. Der harzige Duft der Holzscheite erfüllte den Raum. Ueber den Berggipfeln wogte nun ein roter, sanft schimmernder Saum.

Man hörte das ferne Summen eines Automobils. Es kam näher. Es hielt an. Catalina Norris zitterte, ihr ganzes Wesen erschauerte, und sie wartete angespannt, wie gelähmt, voller Unruhe auf etwas Seltsames, unbestimmt Gefürchtetes. In dem angstvollen Schweigen prasselten die Holzscheite, und die Funken zerstoben wie Explosionen. Die Tür in den Saal wurde geöffnet; der stets schweigsame John näherte sich Schritt für Schritt und sagte gemessen mit seiner dünnen Stimme:

«Herr Ozores möchte die gnädige Frau sprechen.»

Catalina, die anscheinend ihre Verwirrung überwunden hatte, antwortete schlicht: «Er soll heraufkommen.»

Kopenhagen

Dänemark gehört zu den zivilisiertesten und glücklichsten Ländern der Welt. Es ist ein Land des Friedens und der Zuversicht. Die unverfälscht demokratische Lebensart und die heitere Betriebsamkeit seiner Bevölkerung machen jedem Fremden den Aufenthalt zum freundlichen Erlebnis. Seine Hauptstadt Kopenhagen ist ein kleines Paris. An der Schwelle des hohen Nordens geniesst man den Charme südlicher Weltoffenheit. Kopenhagen ist eine fröhliche Stadt, tüchtig aber höflich, vernünftig aber nicht glanzlos.

Noch vor wenigen Jahren lag Kopenhagen abseits der grossen Verkehrswege. Die Reise dorthin war weit und mühsam. Heute aber erreichen Sie mit der Swissair dieses Tor des Nordens, diese Etappe am Weg nach Skandinavien, in wenigen Stunden, und, vom Swissair-Service tadellos betreut, verlassen Sie das Flugzeug frisch und fähig, das freundliche Milieu ungetrübt zu erleben.

VERBILLIGTE FLUGPREISE

Zürich-Kopenhagen	retour	Fr. 437.-
Genf-Kopenhagen	retour	Fr. 497.-
	23 Tage gültig	

Auskunft und Flugscheinverkauf durch alle Reisebureaux und Swissair-Dienststellen.

SWISSAIR

VITTEL

GRANDE SOURCE
FÜR NIERENERKRANKUNGEN
SOURCE HEPAR
FÜR LEBERLEIDEN
Heilquelle für Gelenkentzündungen

SAISON : 25. Mai - 20. September
GOLF ★ RENNEN
SCHWIMMBASSIN
IM CASINO : Gala Abende
Zahlreiche Hotels

VITTEL

Der Diener ging hinaus; die Frau folgte ihm. Sie ging rasch, ihr Gesicht in frisches Wasser zu tauchen und einen Blick in den Spiegel zu werfen.

John führte Virgilio Ozores in den Saal. Jetzt war es Ozores, der ohne es zu merken, den roten Saum über den weißen Gipfeln betrachtete.

Als Catalina das Zimmer wieder betrat, warf das aufflackernde Feuer einen roten Schein über ihre Wangen. Sie schritt anmutig, mit ausgestreckter Hand, ein sanftes, fast kindliches Lächeln auf dem Gesicht, auf Ozores zu und sagte in ganz ruhigem Ton:

«Herr Ozores, setzen Sie sich... und betrachten Sie mich genau, da Sie dazu gekommen sind. Schauen Sie meine weißen Haare an, schauen Sie meine Hände an... Nein; schauen Sie mir jetzt nicht in die Augen. Sie sind unmöglich. Sie sehen verweint aus, das kommt von diesem Rauch... Nächstes Jahr muß Zentralheizung gelegt werden, Herr Ozores. Ich bitte schon heute darum... Haben Sie mich gut angesehen? Können Sie mir jetzt noch sagen, daß ich Sie im geringsten getäuscht habe?»

«Und Sie mir auch nicht», antwortete der Reeder lächelnd.

«Geben Sie zu, Herr der Schiffe, daß Sie mich für eine kleine Lügnerin gehalten haben?»

«Geben Sie ebenfalls zu...»

«Ich gebe es zu.»

«Welche Enttäuschung für Sie», sagte Virgilio.

«Welche Enttäuschung für Sie», antwortete sie.

Und ein doppeltes, herzliches, gesundes und freudiges Lachen klang wie ein Triller durch den Saal. Und kaum war es verklungen, brach es, von Heiterkeit überströmend, von neuem aus.

Auf den Ausbruch des Jubels folgte ein langes Schweigen, wie ein behagliches Ausruhen. Catalina zog an einem Glockenzug und sagte dabei:

«Sehen Sie? Noch etwas fehlt: Klingeln.» John erschien und blieb in der Tür stehen.

«Bitte, treten Sie näher», sagte die Frau zu ihm.

John trat würdevoll näher.

«Ein Gedeck für den Herrn, John, der Senor ist der Herr des Hauses.»

John machte eine fabelhafte Verbeugung.

Erst gegen Mitternacht hörte man wieder das Dröhnen des sich entfernenden Automobils von Ozores.

Anfang des nächsten Frühlings zeigte die Passagierliste eines der Schiffe der Reederei Ozores & Cie. die Namen von Virgilio und seiner Gattin, Catalina Norris. Beim Ankerlichten stieg die blaue Fahne an die Spitze des Mastes.

Ozores' Frau griff nach Virgilios Hand und sagte, auf den Wimpel weisend:

«Wie der Kopf deines Briefpapiers.»

Und als der milde, heitere Herbst angebrochen war, fuhr das Auto von Catalina und Virgilio in den herrschaftlichen Park von Bettienea ein. Der gravitätische John wartete voller Würde an der Haustür.

Die Reisenden stiegen aus, und Ozores sagte, zu dem Bedienten seiner Gattin gewandt, mit der Miene und in dem Ton altmodischer Ritterlichkeit:

«John, die Senora ist die Herrin des Hauses.»

Aus dem Spanischen von Monique Humbert

SIGNORA FROLA UND IHR SCHWIEGERSOHN

Fortsetzung von Seite 21

Ja, das mag wohl wie Grausamkeit aussehen, ist es aber nicht. Es ist etwas ganz anderes, das sie, Signora Frola, sehr gut versteht, wenn sie es auch zu ihrem Kummer nicht richtig ausdrücken kann. Seine Natur vielleicht... oder nein, eher eine Art Krankheit... wie soll man sagen? Mein Gott, es genügt ja, ihm in die Augen zu schauen. Zuerst machen sie vielleicht einen unangenehmen Eindruck, diese Augen; doch dem, der wie sie in ihnen zu lesen versteht, sagen sie alles: die in sich abgeschlossene Fülle einer ganzen Welt der Liebe in seiner Brust, in der die Gattin leben soll, ohne je aus ihr herauszutreten, und in die niemand anderer, nicht einmal die Mutter, eintreten darf. Eifersucht? Ja, vielleicht, aber nur, wenn man diese totale Ausschließlichkeit seiner Liebe volkstümlich definieren wollte.

Egoismus? Aber ein Egoismus, der sich restlos der eigenen Frau schenkt, wie eine ganze Welt! Im Grunde wäre es vielleicht eher Egoismus von ihrer Seite, wenn sie sich den Eintritt in diese abgeschlossene Welt der Liebe erzwingen, sich mit Gewalt eindrängen wollte, während sie doch weiß, daß die Tochter in der Anbetung ihres Mannes glücklich ist... Einer Mutter muß das genügen! Im übrigen ist es gar nicht wahr, daß sie ihre Tochter nicht zu sehen bekomme. Zwei- oder dreimal am Tag sieht sie sie. Sie tritt in den Hof des Hauses, läutet die Glocke, und sogleich erscheint oben das Töchterchen.

«Wie geht es dir, Tildina?»

«Ausgezeichnet, Mutter! Und dir?»

«Nach Gottes Willen, mein Kind! Laß das Körbchen herunter!»

Und in dem Körbchen ist jedesmal ein Brief von ein paar Zeilen mit den Tagesneuigkeiten. Ihr genügt das. Seit vier Jahren lebt sie nun schon so und hat sich daran gewöhnt, die Signora Frola. Ja, sie hat sich damit abgefunden. Und beinahe leidet sie auch nicht mehr darunter.

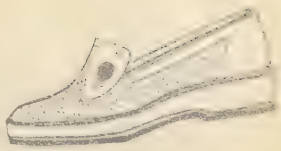
Wie man leicht verstehen kann, wirkt sich diese Resignation der Signora Frola, diese Art, wie sie sich nach ihrer eigenen Aussage an ihr Martyrium gewöhnt hat, wiederum zu Ungunsten des Signor Ponza, ihres Schwiegersohnes, aus, und zwar um so mehr, je eifriger sie sich mit ihrer langen Rede bemüht, ihn zu entschuldigen.

Mit richtiger Entrüstung, ja geradezu mit Angst, reagieren daher die Damen von Valdana, bei denen Signora Frola vorgesprochen hat, am folgenden Tage auf die Ankündigung eines anderen unerwarteten Besuches: Signor Ponza ersucht um eine Unterredung von nur wenigen Minuten, zum Zweck einer «unerläßlichen Aufklärung», wenn er damit nicht lästig fällt.

Für sonnenhelle Tage: Löw Floridas, flexibel, leicht ...

Genießen Sie die warmen Frühlingstage und die Sommerwochen. Tragen Sie den idealen «Floridas» von Löw. Er ist flexibel, weich und formgerecht. Federleicht sitzt er am Fuße. Und seine Zwischensohle isoliert, hält kühl und frisch. Darum ist Floridas so überaus bequem. Und wenn Sie unsere Floridas-Modelle sehn: ... Wie elegant die Linie, wie jugendlich und schön. Wie raffiniert die hellen Modefarben ...

Eleganter feiner Floridas Testic mit leichter Perforation. In Softcalf beige, grau und braun, sowie in feinem Velours schwarz, braun, grau und beige



Ein Floridas in elegantem jugendlichem Derbyschnitt mit einer Öse und neuartiger Perforation. In Elk rot, grau, braun, beige und Velours grau.

Ein sehr gediegenes Sommermodell mit dekorativer Perforation. In feinem, weichem Softcalf, braun und Velours grau. In Boxcalf braun/weiß und blau/weiß mit flexibler bequemer Zwischensohle und weicher Paragummi-Sohle.

Löw

erhältlich im «Schuhhaus Löw-Prothorn

Baden	*Luzern*
Basel	*Olten*
Bern	*St. Gallen*
Genf	*Thun*
Lausanne	*Zürich*

und in allen guten Schuhgeschäften

WHITE HORSE
SCOTCH WHISKY

Generalvertretung für die Schweiz: BERGER & CO. LANGNAU/BERN
Für Zürich und Ostschweiz: Berger & Bujard AG., Zürich, Telephon 23 56 38

DEPOSITÄR FÜR DIE SCHWEIZ: SILKO S.A. LÖWENSTR. 1 ZÜRICH TEL. (051) 23 50 26

1 Stoffeli

sagt mehr

Stoffels Tüechli handrolliert

M. Huber-Lehner, Appenzell

Stoffeli No. 968

Achten Sie auf diese Etikette

als 1000 Worte

Luzern

INTERNATIONALE MUSIKFESTWOCHEN 9.-31. AUGUST

Sechs Symphoniekonzerte, Oratorium «Der Messias», Serenaden- und Kammermusikabende, Orgelkonzert.

Es dirigieren

SIR JOHN BARBIROLLI — ANDRE CLUYTENS — KARL MÜNCHINGER
WILHELM FURTWÄNGLER — EUGEN ORMANDY — PAUL SACHER
HERBERT VON KARAJAN — ROBERT F. DENZLER — MAX STURZENEGGER

Verlangen Sie das Generalprogramm mit Bestellschein bei Ihrem Musikalienhandel oder beim Offiz. Verkehrsbureau Luzern

DIADERMINE

Die natürliche, unparfümierte Creme für die tägliche Hautpflege der ganzen Familie.

Bewährt seit 50 Jahren und von Ärzten empfohlen.

Jede Haut erstrahlt vor Reinheit durch die unerreichte Tiefenwirkung von Diadermine. Ihr Wunsch nach einem gepflegten Aussehen geht in kurzer Zeit und mit wenig Mühe in Erfüllung. Die regelmäßige Massage mit Diadermine bringt Fältchen zum Verschwinden und schützt die Haut vor dem vorzeitigen Altern. Diadermine ist fettfrei, schmiert nicht und lässt sich mit Ihrem Lieblingsparfüm versehen.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und guten Fachgeschäften in Dosen zu Fr. 1.25, Tuben zu Fr. 2.10 und Töpfen zu Fr. 3.40, Fr. 5.10 und Fr. 8.—.

Muster: Gegen Einsendung von 30 Rp. in Briefmarken erhalten Sie eine ausgiebige Versuchstube.

En gros: E. Tettamanti & Co., Zürich 35

Labitzke Farben

LACKE • DRUCKFARBEN

G. LABITZKE ERBEN
ZÜRICH-ALTSTETTEN

Rot im Gesicht, als sei er einem Schlaganfall nahe, die Augen härter und finsterer denn je, in der Hand ein Taschentuch, das im Verein mit den Manschetten und dem Kragen des Hemdes mit seiner Weiße grell gegen das Schwarz seiner Hautfarbe, seines Haar- und Bartwuchses und seiner Kleidung absticht, tritt Signor Ponza in Erscheinung. Unentwegt wischt er sich den Schweiß ab, der ihm von der niedrigen Stirn und von den stoppeligen, lilafarbenen Wangen läuft, nicht weil es heiß ist, sondern offenbar verursacht durch den Zwang, den er sich antut und der auch seine großen Hände mit den langen Fingernägeln zittern läßt. In diesem und in jenem Salon, angesichts der Damen des Hauses, die ihn beinahe entsetzt anstarren, erkundigt er sich zunächst, ob die Signora Frola, seine Schwiegermutter, am Tag zuvor hier gewesen sei; dann fragt er mit einer Gequältheit, einer Anstrengung, einer Erregung, die von Satz zu Satz anwachsen, ob sie von ihrer Tochter gesprochen und erzählt habe, daß er ihr absolut verbiete, sie zu sehen und sein Haus zu betreten.

Da die Damen bemerken, wie aufgeregt er ist, beeilen sie sich begreiflicherweise, zu versichern, die Signora Frola habe wohl von diesem Verbot, die Tochter zu besuchen, gesprochen; aber sie habe auch alles erdenkliche Gute über ihren Schwiegersohn gesagt und diesen sogar nicht nur entschuldigt, sondern ihn von jedem Schatten einer Schuld wegen jenes Verbotes freigesprochen.

Statt sich aber bei dieser Antwort der Damen zu beruhigen, wird Signor Ponza nur noch aufgeregter; seine Augen werden noch härter, starrer, finsterer; die dicken Schweißtropfen mehren sich; und schließlich gelangt er mit einem mächtigen Anlauf zu seiner «unerläßlichen Aufklärung».

Diese besteht einfach in folgendem: Man sieht es ihr zwar nicht an; aber die arme Signora Frola ist verrückt.

Verrückt, seit vier Jahren, jawohl. Und ihre Verrücktheit besteht eben darin, daß sie glaubt, er wolle sie nicht zu ihrer Tochter lassen. Zu was für einer Tochter? Die Tochter ist ja tot, seit vier Jahren tot; und die Signora Frola ist eben durch den Schmerz über diesen Verlust um den Verstand gekommen. Ein wahres Glück, jawohl; denn die Verrücktheit ist für sie der Ausweg aus ihrem verzweifelten Schmerz gewesen. Anders hätte sie das Unglück nie überlebt, das heißt, wenn sie sich nicht einbildete, ihre Tochter sei gar nicht tot und es sei nur er, ihr Schwiegersohn, der sie daran hindere, sie zu besuchen.

Aus reinem Mitleid für eine Unglückliche geht er, Signor Ponza, seit vier Jahren um den Preis vieler und schwerer Opfer auf diese ihre Wahnidee ein. Mit einem Aufwand, der seine Kräfte übersteigt, unterhält er zwei Wohnungen, eine für sich und eine für sie, und veranlaßt seine zweite Frau, die dazu glücklicherweise aus Nächstenliebe bereit ist, auch ihrerseits bei der frommen Täuschung mitzuwirken. Aber Mitleid und Pflicht, das alles hat seine Grenzen: schon in seiner Eigenschaft als öffentlicher Funktionär kann Signor Ponza es nicht zulassen, daß man von ihm in der Stadt diese grausame und unwahrscheinliche Sache glaubt — daß er nämlich aus Eifersucht oder sonstigen Gründen eine arme Mutter daran hindert, ihr Kind zu sehen.

Nachdem er dies erklärt hat, verneigt sich Signor Ponza vor den sprachlosen Damen und geht. Aber die Sprachlosigkeit der Damen hat kaum Zeit, sich zu verflüchtigen, da stellt sich schon die Signora Frola ein und bittet in ihrer sanften, unbestimmt melancholischen Art um Entschuldigung, wenn die guten Damen aus ihrer Schuld durch den Besuch des Herrn Ponza, ihres Schwiegersohnes, erschreckt worden sein sollten.

Und mit der größten Schlichtheit und Natürlichkeit von der Welt erklärt die Signora Frola ihrerseits — aber natürlich im strengsten Vertrauen, bitte, denn Signor Ponza ist doch ein öffentlicher Funktionär, und deshalb hat sie das erstemal nichts davon gesagt, freilich, die Sache könnte ihm ernsthaft in seiner Karriere schaden — tja, nämlich der arme Signor Ponza, ausgezeichnet und tadellos in seiner Eigenschaft als Sekretär in der Präfektur, genau in seinen Handlungen, in allen seinen Gedanken, voll von so vielen guten Eigenschaften, der Herr Ponza, der Arme, ist in diesem einen Punkt... nicht ganz bei Verstand... nicht Herr seiner Gedanken, das ist es. Er ist verrückt, der Arme, und seine Verrücktheit besteht eben darin, zu glauben, daß seine Frau vor vier Jahren gestorben sei, und darin, daß er herumgeht und behauptet, sie, Signora Frola, sei verrückt, weil sie ihre Tochter am Leben wähne. Nein, er sagt das nicht, um in den Augen der Leute seine fast maniakalische Eifersucht und das Verbot an die Mutter, ihre Tochter zu besuchen, gewissermaßen zu rechtfertigen, keineswegs! Der Arme glaubt wirklich, daß seine Frau gestorben und daß die, mit der er lebt, seine zweite Frau sei. Ein höchst bedauerlicher Fall! In Wirklichkeit bestand nämlich zunächst die Gefahr, daß er mit seiner allzu stürmischen Liebe das Leben der zarten jungen Frau gefährdete, so daß man sie ohne sein Wissen in Sicherheit bringen und in eine Heilanstalt geben mußte. Nun, und darüber wurde der arme Mann, dessen Gehirn schon durch seine frenetische Liebe stark angegriffen war, vollends verrückt. Er glaubte, seine Frau sei gestorben, und dies wurde dermaßen zu einer fixen Idee, daß er auch dabei blieb, als ihm ein Jahr später die Frau, hergestellt und blühend wie zu Beginn, wiedergebracht wurde. Er hielt sie für eine andere, so daß nichts übrigblieb, als mit Hilfe von allen, Verwandten und Freunden, eine zweite Hochzeit vorzutäuschen, die ihm das Gleichgewicht seiner geistigen Fähigkeiten völlig wiedergegeben hat.

In letzter Zeit nun glaubt die Signora Frola Grund zu dem Verdacht zu haben, daß ihr Schwiegersohn bereits seit längerem wieder bei Verstand sei und daß er nur so tue, als glaube er, seine Frau sei seine zweite Frau. Dies zu dem Zweck, sie ganz ausschließlich und ohne jeden Kontakt mit anderen Leuten für sich zu behalten; denn vielleicht erwacht in ihm bisweilen die Angst, man könne sie ihm nochmals entführen.

Gewiß, gewiß! Wie anders wäre denn all die Fürsorge zu erklären, mit der er sich um sie, seine Schwiegermutter, bemüht, wenn er wirklich glaubte, mit einer zweiten Frau zusammenzuleben? Er würde sich doch nicht mehr zu so viel Rücksicht gegen eine alte Frau verpflichtet fühlen, die dann gar nicht mehr seine Schwiegermutter wäre, nicht wahr? Wohlgemerkt, Signora Frola sagt das nicht, um noch besser zu demonstrieren, daß er der Verrückte ist, sondern nur, um auch sich selbst zu beweisen, daß ihr Verdacht begründet ist.

«Und in dieser ganzen Zeit», schließt sie mit einem Seufzer, der auf ihren Lippen zu einem zarten, ungemein traurigen Lächeln wird, «in dieser ganzen Zeit muß meine arme Tochter so tun, als sei sie nicht sie selbst, sondern eine andere; und auch ich muß tun, als sei ich verrückt, weil ich glaube, daß meine Tochter noch am Leben ist. Gott sei Dank

PORZELLAN ZEITGEMÄSSER KULTUR - HEINRICH-PORZELLAN

Tafelservice
Anmut
Elfenbeinporzellan
mit Mattgoldrand

Heinrich PORZELLAN

Anmut
errang auf der
TRIENNALE
DI MILANO 1951
die für Porzellan nur einmal
verliehene
GOLDENE
MEDAILLE

Wir fertigen:
Formvollendete Tafel-, Kaffee-, Tee- und Mokkaservice von schlichter bis reichster Ausführung.
Geschenkporzellane · Porzellanlampen
Hotelporzellan
Heinrich-Gemmo-Porzellan
Kunstschliff in Porzellan - In- und Auslandspatente

HEINRICH & CO. PORZELLANFABRIK
SELB · BAYERN

HEINRICH-PORZELLAN ZEITGEMÄSSER KULTUR - HEINRICH-PORZELLAN

fällt mir das leicht; denn meine Tochter ist ja da, gesund und voll Lebendigkeit; ich sehe sie, ich spreche mit ihr; aber ich bin dazu verurteilt, nicht mit ihr zusammenleben zu dürfen, und ich sehe und spreche sie nur von ferne, damit er glauben kann oder so tun kann, als glaubte er, daß meine Tochter, was Gott abwenden möge, tot ist und er mit seiner zweiten Frau zusammenlebt. Aber ich wiederhole: Was macht das aus, wenn es uns auf diese Weise gelungen ist, allen beiden den Frieden wiederzugeben? Ich weiß, daß meine Tochter angebetet wird und glücklich ist; ich sehe sie, ich spreche mit ihr; und aus Liebe zu ihr und zu ihm füge ich mich darein, so zu leben und sogar für eine Verrückte zu gelten. Was wollen Sie machen, meine liebe Dame...»

Wie ich schon sagte: Ist es ein Wunder, wenn in Valdana alle Welt einander gegenseitig aufgerissenen Mundes in die Augen starrt, als wären allesamt übergeschnappt? Wem von den beiden soll man glauben? Wer ist der Verrückte? Wo ist die Wirklichkeit, wo das Hirngespinst?

Darüber könnte die Frau des Herrn Ponza Auskunft geben; aber ist denn auf sie Verlaß, wenn sie vor ihrem Mann erklärt, die zweite Frau zu sein? So wenig wie darauf Verlaß ist, wenn sie in Gegenwart der Frau Frola erklärt, deren Tochter zu sein. Man müßte sie beiseite nehmen und sie dazu veranlassen, unter vier Augen die Wahrheit zu sagen. Das jedoch ist unmöglich. Ob verrückt oder nicht, Signor Ponza ist tatsächlich äußerst eifersüchtig und läßt niemand an seine Frau heran. Wie in einem Gefängnis hält er sie dort oben hinter Schloß und Riegel, was ohne Zweifel für die Lesart der Signora Frola sprechen würde. Doch Signora Ponza sagt, er müsse das tun, ja seine Frau veranlasse ihn selber dazu, aus Angst, daß die Signora Frola unversehens in die Wohnung eindringe. Das mag eine Ausrede sein. Tatsache ist auch, daß Signor Ponza nicht einmal ein Dienstmädchen hält. Er behauptet, das geschehe aus Sparsamkeitsgründen, da er doch gezwungen sei, für zwei Wohnungen Miete zu bezahlen. So behilft er sich eben einstweilen und kauft selber ein; und seine Frau, seiner Aussage nach nicht die Tochter der Signora Frola, behilft sich ihrerseits, aus Mitleid mit der armen Alten, die einmal die Schwiegermutter ihres Mannes gewesen ist. So besorgt sie alle, selbst die niedrigsten häuslichen Arbeiten, ohne fremde Hilfe. Alle finden das etwas zuviel. Aber es ist ja auch wahr, daß dieser Stand der Dinge sich, wenn nicht mit dem Mitleid, so doch mit der Eifersucht des Gatten erklären läßt.

Der Herr Präfekt von Valdana hat sich mit der Erklärung des Signor Ponza zufriedengegeben. Doch der Anblick und zum erheblichen Teil auch das Betragen dieses Herrn nehmen nicht für ihn ein, zumindest in den Augen der Damen von Valdana, die alle eher geneigt sind, der Signora Frola Glauben zu schenken. Diese zeigt ihnen wirklich voll Eifer die zärtlichen Briefchen, die ihr die Tochter in dem Korb herunterläßt, desgleichen zahlreiche andere private Schriftstücke, denen freilich Signor Ponza jede Beweiskraft mit der Erklärung raubt, sie seien bloß ausgestellt worden, um den frommen Betrug zu bekräftigen.

Sicher ist jedenfalls das: Alle beide beweisen wechselseitig einen wunderbaren, höchst rührenden Opfergeist, und jeder hat für den angeblichen Wahnsinn des anderen das zarteste, mitleidigste Verständnis. Alle beide verstehen es, aufs prächtigste logisch zu denken, so daß es in ganz Valdana nie jemandem in den Sinn gekommen wäre, einen von beiden für verrückt zu halten, wenn sie es nicht selber behauptet hätten — Signor Ponza von der Signora Frola und Signora Frola von Signor Ponza.

Signora Frola sucht den Schwiegersohn oft auf der Präfektur auf, um ihn um einen Rat zu bitten, oder sie wartet am Ausgang auf ihn und läßt sich von ihm bei einem Einkauf begleiten. Häufig kommt Signor Ponza in seinen freien Stunden und außerdem täglich des Abends zur Signora Frola in ihre kleine möblierte Wohnung; und wenn sie einander gelegentlich durch Zufall auf der Straße begegnen, setzen sie ihren Weg sogleich mit größter Herzlichkeit gemeinsam fort. Er läßt sie zu seiner Rechten gehen und reicht ihr den Arm, wenn sie müde ist. So schreiten sie miteinander dahin, mitten durch die verärgerten, verwunderten Menschen, die sie beobachten, sie mustern, sie bespähen und doch noch bis heute in keiner Weise herausgefunden haben, wer von den beiden verrückt ist, wo das Hirngespinst, wo die Wirklichkeit gesucht werden muß.

Autorisierte Uebertragung aus dem Italienischen von Percy Eckstein

DIE BEGEGNUNG

Von Robert Binswanger

Um für den göttlichen Zufall immer offen zu sein, halte ich es nicht wie auf früheren Reisen, als ich mich darauf vorbereitete wie auf ein Examen und mich unterwegs von der sonderbaren Angst begleiten ließ, ich könnte eine der berühmten Stätten und Schönheiten übersehen, die am Wege liegen. Die Museums- und Kirchenbesucher, die vor jedem Kunstwerk, zu dem sie hergepilgert kamen, ihren Reiseführer aufschlagen, um zu erfahren, was sie vor sich haben und wie sich die Geschichts- und Kunstwissenschaft dazu äußert, tun mir leid; sie erleben aus zweiter Hand und sind immer am Gängelband eines Lehrers. Schlimmer noch sind die daran, die sich in Rudeln von einem Führer umtreiben lassen, dessen Stimme wie ein Lautsprecher durch die stillen Räume schallt und der die biographischen Einzelheiten und aufzählbaren Schönheitswerte für das sprechen läßt, was man kaum mit Worten sagen kann.

Nun mag es ein Zeichen mangelnden Eifers oder der Unbildung sein, daß ich die Sehenswürdigkeiten nicht aufzählen kann und nicht die Orte angeben, wo sie sich befinden; bin ich doch schon längere Zeit in der Stadt, ohne das Wichtigste gesehen zu haben. Es fehlt mir auch an einer bestimmten Zeiteinteilung, mit der ich das zu Besichtigende bewältigen kann, und meine Ortskenntnis ist so mangelhaft, daß ich nicht weiß, ob ich eine bestimmte Kirche auf einem in der Nähe vorbeiführenden Wege noch «mitnehmen» kann oder sie gar dabei «erledigen», als befände ich mich auf der Jagd und wollte mit Trophäen heimkehren.

Erholungsreiche Stunden ohne Mücken

KIK

hält sie fern!

Fahren Sie lieber ans Meer oder in die Berge?

Wenn Sie als Sonnenbrand-Gegenmittel Tschamba-Fii verwenden, so wie es im Packungsprospekt vorgeschrieben ist, dürfen Sie sich überall sorglos der intensivsten Sonnenbestrahlung aussetzen. Tschamba-Fii ist das einzige absolut verläßliche Sonnenbrand-Gegenmittel.

BIOKOSMA AG EBNAT-KAPPEL

TSCHAMBA ORIGINAL Fii

löscht den Sonnenbrand

Vom billigsten bis zum feinsten Orientteppich finden Sie jedes Maß in reicher Auswahl bei Vidal. Direkter Import erlaubt uns, Sie zu günstigen Preisen zu bedienen.

Bahnhofstraße 31 **Vidal** Zürich (051) 25 26 73

Spezialhaus für Orientteppiche

Natürliche Bilder mit

ILFORD FP 3

Rollfilmen u. Kleinbildfilmen, 27° Scheiner, panchromatisch, feinkörnig und lichthoffrei

Erhältlich im Photohandel

Doch werde ich durch die Erfahrung entschädigt, daß die mich umgebende Luft von all den Dingen gesättigt ist, die geheimnisvoll auf mich warten und die sich mir plötzlich auf einem Gang entschleiern werden, von dem ich mir keine Entdeckung versprach, und auf dem ich von ungefähr in eine Kirche oder ein Kloster gerate, wo ich überwältigt vor den Fresken und Altarbildern stehenbleibe, die hinter den grauen Mauern verborgen liegen. Oder ich schließe eine Bekanntschaft und staune über das, was mir Eingesessene und Reisende, denen das Herz voll ist, über die Stadt zu erzählen haben. Auch den Kustoden, welche der sprechende Mund all der Dinge sind, die sie jahrelang betreuen, verdanke ich Mitteilungen, die ich sonst nirgendwo erhalten hätte. So wird das Bild meiner Umgebung immer reicher, und wie sehr wünschte ich, daß es nie vollendet würde.

Nun habe ich noch meinen einzigen Ariadnefaden im Labyrinth der Straßen, den Stadtplan, verloren, den ich am Tag der Ankunft erstand. Es hält mich etwas davor zurück, gleich einen neuen zu kaufen, als hindere auch er mich am unmittelbaren Erleben. Statt daß ich den Weg zuerst auf der Karte suche, entdecke ich ihn allmählich durch den lebendigen Austausch von Frage und Antwort. Noch weiß ich nicht, liegt die Gasse mit dem niegehörten Namen in der Mitte der Stadt oder weitab an ihren Grenzen. Welch freudige Ueberraschung, wenn der Kellner im Café sagt, daß sich das gesuchte Ziel in der Nähe befindet. Ich atme auf und zahle dankbar das Trinkgeld. Allerdings stelle ich nachher fest, daß die Wegbeschreibung äußerst vereinfacht worden ist. Aber vielleicht war das gut so. Entschluß und Auftrieb, den Gang zu wagen, wurden durch die elementare Belehrung glücklich gefördert. Unterwegs sind die hilfreichen Genien bereitgestellt, mich weiterzuweisen, und ich erfahre, wie glückhaft ein Polizist, ein Briefträger, Straßenhändler oder Bürger mir an den Weg gestellt sein können. Endlich — welche Genugtuung — lese ich den gesuchten Namen an der Straßenecke und darunter mit verblichener Schrift denjenigen, nach dem die Straße in früherer Zeit benannt war. Die alten Namen bezeichneten Heilige, Handwerke und Märkte, während sie nun der neuzeitlichen Geschichte mit ihren Ereignissen und führenden Männern entnommen sind.

Doch, wenn ich das Ungefähr bei meinen Unternehmungen nicht walten lasse, sondern mich doch wieder an den Leitfaden eines Reisehandbuchs halte, so bin ich hinterher verstimmt. Ich glaube, es fehlt mir bei der Benutzung desselben ein seelisches Vitamin, wie beim Genuß des Inhalts von Konserven ein körperliches. Es ist alles gebrauchsfertig vorhanden, und es wurde keine Lücke gelassen für den schicksalhaften Zufall, für die Eingebung und Gnade des Augenblicks. Denn was ist es, was mir der Reisetag schenken soll? Ist es die Menge der Eindrücke, das Wissen um all das Geschaute, das ich so wenig wie Güter anderer Art über das Grab hinaus mitnehmen kann? Nein, das eine ist es, was ich von jedem Tag erwarte, und ich scheide abends mit einem schalen Geschmack von ihm, wenn er es mir nicht gebracht hat, es ist die Begegnung oder die Erfüllung mit etwas, das größer ist als ich und das mich zum Raum erweitert, in dem Schöpfer und Schöpfung schau- und vernehmbar werden. Dabei verschwistern sich Weisheit und Freude und erheben mich in jenen Zustand, in dem ich nicht mehr mir selbst gehöre und mich doch mit jeder Faser vermehrt und gesteigert fühle. Dazu kann mir ein Ereignis verhelfen, das abseits des angegebenen Weges liegt und das mich zur Begegnung mit demjenigen bringt, über den Goethe, Hiob zitierend, seinem Sohn vor dessen Abreise nach Italien die Worte ins Stammbuch schrieb: «Siehe, er geht vor mir über, ehe ich's gewahr werde, und verwandelt sich, ehe ich's merke!»

DREI FABELN DES AESOP

Der Bildverkäufer

Es hatte einer einen Hermes aus Holz zurechtgemacht und wollte ihn auf dem Markt verkaufen. Um zum Kauf anzulocken — da sich kein Käufer einfand — rief er aus, er habe einen wohltätigen, gewinnverheißenden Gott zu verkaufen. Als jemand, der dabei stand, zu ihm sagte: «Mensch, wenn das ein solcher Gott ist, warum verkaufst du ihn denn, wo du doch selber seine Wohltaten nötig hast?», gab er zur Antwort: «Weil ich rasche Hilfe brauche, er aber etwas langsam damit ist!»

Die Wandrer

Zwei Wandrer hatten denselben Weg. Als der eine von ihnen ein Beil fand, meinte der andre: «Das haben wir gefunden.» Wozu der erstere bemerkte, er solle nicht sagen: «Wir haben das gefunden», sondern: «Du hast das gefunden.» Bald darauf rückten die Leute an, die das Beil verloren hatten. Als der nunmehrige Besitzer sich verfolgt sah, sagte er zu seinem Wandergenossen: «Da sitzen wir nun in der Patsche!» Worauf dieser meinte: «Sag lieber: Ich sitze in der Patsche! Als du das Beil fandest, wolltest du auch nichts mit mir zu tun haben.»

Der Großsprecher

Ein Fünfkämpfer, der wegen seiner Schlappheit jedesmal von seinen Mitbürgern schwer mitgenommen wurde, ging einmal ins Ausland, und als er nach einiger Zeit zurückkam, schnitt er unglaublich auf und erzählte, auch in andern Städten habe er glänzende Leistungen vollbracht, aber besonders in Rhodos habe er einen Sprung gemacht, wie ihn noch kein Olympiasieger erreicht habe. «Als Zeugen», fuhr er fort, «werde ich euch Leute, die dabei waren, beibringen, wenn sie einmal hierherkommen.» Da fiel ihm einer der Anwesenden ins Wort und meinte: «Aber, mein Lieber, wenn das die Wahrheit ist, brauchst du keine Zeugen: hier ist Rhodos, hier kannst du deinen Sprung machen!»

Aus: «Antike Fabeln», eingeleitet und neu übertragen von Ludwig Mader (mit 97 Bildern aus dem Ulmer Aesop von 1476). Aus der Reihe «Die Bibliothek der Alten Welt» des Artemis-Verlags, Zürich 1951.

WIE IST DAS MÖGLICH?

Wie ist es möglich, dass eine so kleine und so elegante Uhr 100 % wasserdicht sein und sich erst noch selbst aufziehen kann?

Der Grund der bahnbrechenden Neuerung liegt in der 20jährigen Pionierarbeit, welche die MIDO Multifort als Schrittmacher der modernen, vielseitig gesicherten Herrenuhr leistete.

Dank dem Vorsprung des Pioniers beweist die 1950 lancierte extra kleine automatische MIDO-Damenuhr eine Gangsicherheit, die alle Erwartungen übertrifft.

Die elegante Damenuhr, welche sorgenfrei macht

Allerkleinstes Luxusmodell
Superautomatic und 100 % wasserdicht in Stahl ab Fr. 225.—
in Gold ab Fr. 450.—

28 weitere Damenmodelle von Fr. 142.— an
69 Herrenmodelle von Fr. 97.— an mit oder ohne Selbstaufzug, doch alle 100 % wasserdicht, stossgesichert

Erhältlich bei den guten Uhrmachern

Mido
MULTIFORT
Superautomatic

1. 100 % wasserdicht
2. stossgesichert
3. antimagnetisch
4. Selbstaufzug *Superautomatic*

MIDO A. G. VORMALS G. SCHAEREN & CO., BIEL

Durst

Wenn Sie im Sommer nicht essen mögen, sondern nur nach Flüssigem gelüsten, dann machen Sie es wie Zehntausende anderer BANAGO-Freunde: Bereiten Sie sich auf einfache Art BANAGO frappé, den feinen Durststiller und Kräftespender:

1 bis 2 Kaffeelöffelchen BANAGO in den Schüttelbecher geben, kalte Milch darübergießen und kräftig schütteln.

Schon ist ein schäumendes, prickelndes Getränk bereit.

BANAGO frappé: erfrischt und stärkt zugleich

NAGO Olten

PW